So Or. z

vergl. Dd 9.61 z/s

L213

F. o. 61. a.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-628682-p0002-2

Lesse — — Buch

für

Hennergette Meistern

A. D. Anbarkeit

BIBLIOTHEK
des Königl.
DOM-GYMNASIUMS
zu
MAGDEBURG

Dieser [illegible] ist mir lieb,
aber [illegible] ist ein
Dieb, ob [illegible] Magd oder
Knecht, so ist ihm der Gemeine
Gerecht,

Berlin d. 15t July
1813

[illegible]

(Gellert, Christian Fürchte-
gott)

[Lustspiele]

2. Ex. zu 2 an Dd 972

M.U. LANDESBIBLIOTHEK
HALLE
(SAALE)

Goe 722

[1763]

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-628682-p0004-3

Sammlung vermischter Schriften,

von

C. F. Gellert.

Erster Theil.

Frankfurth und Leipzig.
1765.

Vorrede.

Ich erfülle hiemit das Versprechen, das ich unlängst öffentlich *, obgleich gezwungen, gethan habe, und liefre meinen Lesern den größten Theil der Fabeln und Erzählungen aus den Belustigungen, verbessert, und an vielen Orten geändert. Vielleicht ist diese Arbeit eine der undankbarsten, die ich iemals unternommen habe; so wie sie mir eine der unangenehmsten gewesen ist. Gesetzt, es wäre mir geglückt, diese meine ersten Versuche von den meisten Fehlern zu reinigen: so ist doch die Abwesenheit der Fehler in den Werken des Geschmacks mehr eine Nothwendigkeit, als ein Verdienst. Man kann einer Poesie durch Verbesserungen kleine Schönheiten geben; das ist gewiß. Aber die Hauptschönheit, die in der ganzen Anlage, in

* In dem 123 Stücke des Hamburgischen Correspondenten.

der ungezwungnen Einrichtung, in der Farbe der Schreibart selbst besteht; wie kann diese einem Werke ertheilet werden, wenn sie nicht in seiner Geburt mit ihm erzeugt wird, wenn sie nicht, wie die Seele, mit ihrem Körper zugleich da ist? Dadurch, daß man dem Gesichte die Flecken entzieht, wird die Mine noch nicht einnehmend.

Die wenigen neuen Stücke, die ich diesen verbesserten an die Seite gesetzt habe, sind schon vor vielen Jahren geschrieben, und würden ohne diese ihre Gesellschaft vielleicht nie öffentlich erschienen seyn. Sie sollen die Stellen der Erzählungen in den Belustigungen vertreten, die hier ganz und gar zurückgeblieben sind, weil sie keiner Verbesserung fähig waren.

Was die Critiken anlanget, die ich über einige von diesen Fabeln beygefüget: so habe ich in dem Eingange derselben meine Absicht schon erklärt. Sie sind für die Anfänger der Poesie geschrieben, und für Leser, die zu flüchtig, oder zu günstig zu urtheilen pflegen.

Das Band, ein Schäferspiel, erscheint, wie es war. Ich hätte die Fabel, die Charaktere, die Schreibart ändern müssen; und wie konnte ich dieses thun, ohne ein ganz neues Stück zu verfertigen? Indessen sind die Ursachen, aus denen es hier noch einen Platz bekommen, nebst den meisten Fehlern dieses Gedichtes, in dem Vorberichte angemerket worden.

Statt

Statt der Oden, die in den Belustigungen von mir stehen, und die unter der Critik sind, erhalten meine Leser ein Paar noch nie gedruckte, die Freundschaft und den Ruhm. Sind sie nicht die schönsten: so sind sie doch ungleich besser, als diejenigen, die ich durch sie verdrängen will.

Da ich ferner, nach meinem gegebenen Worte, die prosaischen Aufsätze aus den Belustigungen, die in einigen Abhandlungen, Briefen, und einer Rede bestehen, verbessern wollte, und fand, daß ich sie mit gutem Gewissen nicht zum zweytenmale drucken lassen könnte: so beschloß ich nur die einzige Abhandlung: warum es nicht gut sey, sein Schicksal vorher zu wissen, beyzubehalten, und auszubessern, die übrigen alten Stücke aber durch neuere Abhandlungen und Reden zu ersetzen. Kann ich durch diese Vergütung den Druck der verworfnen Arbeiten nicht verhindern: so muß ich mir die Gewalt der Presse, über die selbst ein Haller wegen seiner jugendlichen Schriften hat klagen müssen, gefallen lassen. Genug, daß ich nunmehr öffentlich diese meine ersten Versuche gemißbilliget, und schon an drey verschiedenen Orten, seit sechs und mehr Jahren, durch mein Bitten, und durch die Vorbitten meiner Freunde und Gönner, den Druck derselben zurück gehalten habe. Ich habe überdieß das Vertrauen zu der Billigkeit des Publici, daß es keine meiner Arbeiten, die ich nicht selbst in meine Schriften ein-

rücke, als von mir gebilligt ansehen wird. Die Antrittsrede, die in dem zweyten Theile steht, ist von Herr Magister Heyern, einem meiner Freunde, dem Uebersetzer der Sauriniſchen Paßionspredigten, aus dem Lateiniſchen übersetzt worden. Da diese Sammlung kein Werk für Gelehrte ist: so würde die Rede in der lateiniſchen Sprache am unrechten Orte gestanden haben. Sie hat das lateiniſche Ihr, vielleicht des Nachdrucks wegen, beybehalten; und ich glaube nicht, daß diese Kleinigkeit iemanden im Lesen beunruhigen wird.

Ich habe also diese ganze Sammlung mehr gezwungen, als freywillig heraus gegeben; muß ich nicht vielleicht befürchten, daß der Dank der Leser auch so beschaffen seyn werde? Leipzig, in der Michaelismesse 1756.

Verzeich=

Verzeichniß

der in dieser Sammlung enthaltnen Stücke.

Erster Theil.

Fabeln und Erzählungen.

Der Schäfer und die Sirene. S. 7
Die Bienen. 9
Der Held und der Reitknecht. 10
Die Lerche und die Nachtigall. 11
Der Knabe und die Mücken. ibid.
Die Wachtel und der Hänfling. 12
Der Hochzeittag. S. den Tadler, im zweyten Bande, N. 82. 14
Die Elster und der Sperling. 15
Der Geheimnißvolle. 17
Die Lerche. ibid.
Die beiden Wandrer. 18
Das Glück und die Liebe. 20
Der Affe 23
Die Wittwe. Ein Mährchen. 24
Der junge Krebs und die Seemuschel. 27
Das Kind mit der Scheere. 28
Die Affen und die Bären. 30
Der Leichtsinn. 31
Der reiche Geizhals. 32
Das Testament. 33
Crispin und Crispine. 34
Der Jüngling und der Greis. 38

Oden.

Oden.

Die Freundschaft. S. 38
Der Ruhm. 42

Ein Schäferspiel.

Das Band; nebst einem Vorberichte. 45

Beurtheilungen einiger Fabeln aus den Belustigungen.

Die Lerche. 75
Der Schäfer und die Sirene. 85
Der Sperling und die Taube. 97

Zweyter Theil.

Abhandlungen und Reden.

Warum es nicht gut sey, sein Schicksal vorher zu wissen. 109
Von dem Einflusse der schönen Wissenschaften auf das Herz und die Sitten. Eine Rede. 124
Betrachtungen über die Religion. 140
Von den Fehlern der Studierenden bey der Erlernung der Wissenschaften, insonderheit auf Academien. Eine Rede. 153
Von den Annehmlichkeiten des Mißvergnügens. 172
Wie weit sich der Nutzen der Regeln in der Beredsamkeit und Poesie erstrecke. Eine Rede. 180

* * *

Der Schä-

Der Schäfer und die Sirene.

Ein Schäfer aus der goldnen Zeit,
In seinem stillen Hirtenstande
Ganz Ruhe, ganz Zufriedenheit,
Trieb öfters an des Meeres Strande
Und was er sang, war Frölichkeit.
Ihn rührten keine Schäferinnen.
Gefiel ihm Daphne ja zuweilen bey dem Spiel:
So konnte sie doch nichts gewinnen,
Als daß sie flüchtig ihm gefiel.
Ein seltner Fall, daß ohne Schöne
Ein junger Schäfer glücklich war!
Doch seinem Herzen droht Gefahr.
Welch eine reizende Sirene
Schwimmt dort! Kaum wird er sie gewahr,
So fühlt sein Herz Lieb und Gefahr.
Er steht, und will nicht stehen bleiben,
Erstaunt, blickt auf die Sängerinn,
Will abwärts mit der Heerde treiben,
Und treibt nur mehr ans Ufer hin.

Nun irrt allein, ihr guten Heerden;
Der Schäfer hat für euch itzt keine Zeit.
Er klagt durch Lieder und Gebehrden
Der Schönen seine Zärtlichkeit;
Verspricht ihr alle seine Heerden
Und alles Glück der goldnen Zeit.
Sie, wohl in ihrer Kunst erfahren,
Hört nichts von dem, was er verspricht,
Scherzt mit der See, putzt an den Haaren,
Als sähe sie den Schäfer nicht,
Und nöthigt ihn durch schlaue Blicke,
Den Antrag ihr noch oft zu thun.
Ich, singt, sie, bin nicht mein. Neptun bestimmt mein Glücke;
Und wenn ich dich nicht flüchtig nur entzücke:
So geh und bitte den Neptun.
Er bat. Nein, sprach der Gott der Meere,
Wenn ich die Bitte dir gewähre,
Gewähr ich dir dein Unglück nur.
Der Schäfer schleicht betrübt nach seiner Hütte;
Nun lacht ihm weiter keine Flur.
So oft Neptun am Strande fuhr,
So wiederholt er seine Bitte.
„Neptun! So soll das Meer die treflichste Gestalt,
„Die mich entzückt, in seinen Schoos begraben?„
Nein, rief der Gott, du sollst sie haben;
Denn du verlangst sie mit Gewalt.
Wie hurtig schwamm nunmehr die Schöne
Dem Ufer zu! Wie schön sang sie, wie zauberisch!
Er reicht ihr seine Hand. „Komm, göttliche Sirene!„
Doch welch Entsetzen! Seine Schöne,
Sein Liebling, war halb Mensch, halb Fisch.
Mit Zittern floh Damoet vom Meere,
Und gab nachher der Flur sehr oft die Lehre,
Daß unser liebster Wunsch oft grosse Thorheit wäre.

Die Bienen.

In einem Bienenstock entspann sich einst ein Streit
Der bürgerlichen Eitelkeit,
Mit einem Wort, ein Streit der Ehre,
Wer edler und unedler wäre,
O, rief die stachlichte Partey,
Was braucht man lange noch zu fragen,
Wer besser oder schlechter sey?
Wir, die wir in den warmen Tagen
Die Höschen in die Zellen tragen,
Und stets mit Kunst beschäftigt sind,
Daß unser Rost von Honig rinnt;
Wer sieht es nicht, daß wir die Bessern sind?
Was braucht man also noch zu fragen?

So? fielen hier die andern ein,
Wo wird denn euer Honig seyn,
Wofern wir nicht das Wasser künstlich tragen?
Daß euer Stachel uns gebricht,
Dieß schadet unserm Werthe nicht.
Genug daß wir das Amt getreu verwalten,
Wozu der Staat uns für geschickt gehalten.
So niedrig unsre Pflicht euch scheint,
So soll euch doch der Ausgang lehren,
Daß wir mit euch zugleich vereint
Zur ganzen Republick gehören.
Sie trugen drauf kein Wasser mehr.
Nun mußten die, die Honig machten,
Fliehn, oder in der Brut verschmachten,
Und viele Zellen wurden leer.

Der Weiser rief darauf den Rest der Unterthanen,
Um sie zur Eintracht zu vermahnen,

Der Unterschied in eurer Pflicht
Erzeugt, sprach er, den Vorzug nicht.
Nur die dem Staat am treusten dienen,
Dieß sind allein die bessern Bienen.

Der Held und der Reitknecht.

Ein Held, der sich durch manche Schlacht,
Durch manch verheertes Land des Lorbers werth gemacht,
Floh einstens, nach verlohrner Schlacht,
Verwundet in den Wald, den Feinden zu entkommen,
Traf einen Eremiten an,
Und ward von diesem frommen Mann,
Nebst seinem Reitknecht, aufgenommen;
Doch beider Tod war nah.
Ach, fieng der Reitknecht an,
Werd ich denn auch in Himmel kommen?
Ich habe leider nichts gethan,
Als meines Herrn sein Vieh getreu in Acht genommen.
Ich armer und unwürdger Mann!
Allein mein Herr, der muß in Himmel kommen;
Denn er, ach er hat viel gethan!
Er hat drey Könige bekrieget,
In sieben Schlachten stets gesieget,
Und Sachen ausgeführt, die man kaum glauben kann.
Der Eremit sah drauf den Helden kläglich an.
„Warum habt Ihr denn alles dieß gethan?„
Warum? Zu meines Namens Ehren,
Um meine Länder zu vermehren,
Um, was ich bin, ein Held zu seyn.
O, fiel der Eremit ihm ein,
Deswegen mußtet Ihr so vieles Blut vergiessen?
Ich bitt Euch, laßts Euch nicht verdriessen,
Ich sag es Euch auf mein Gewissen,
Der Reitknecht, als ein schlechter Mann,
Hat wirklich mehr, als Ihr, gethan.

Die

Die Lerche und die Nachtigall.

Oft ließ, der Kunst und seinem Wirth zu Ehren,
Sich der Canarievogel hören,
Und freute sich, wenn durch ihr schmetternd Lied
Die Lerche minder Kunst verrieth.
O, sprach sie, wenn ich doch ein Lied
Gleich seinen hohen Liedern sänge!
Und sang, indem sie dieses sprach,
Dem Nachbar eifersüchtig nach,
Verliebte sich in seine fremden Gänge,
Und quälte sich, den angebohrnen Ton
Durch den erlernten zu verdringen,
Und trug, nach vieler Müh, zuletzt das Glück davon,
Canarisch fehlerhaft zu singen.
O, sprach die Nachtigall, die lang ihr zugehört,
Wie sinnreich bist du nicht, mein Ohr und deins zu quälen!
Dich hatte die Natur vortrefflich seyn gelehrt,
Und sie, nun lehrt der Zwang dich fehlen.

* * *

Elpin schreibt niedrig und schreibt schön;
Cleanth schreibt hoch. Elpin wünscht ihm zu gleichen,
Wie theuer kömt es ihm zu stehn!
Er sucht Cleanthen zu erreichen,
Und äfft ihn nach, und muß ihm weichen,
Und schreibt und denckt für keinen Menschen schön.

Der Knabe und die Mücken.

Mein Vater geht ins Holz, wie ich gemerket habe:
So sagte Fritz, ein kleiner muntrer Knabe,
Und hüpft, indem er dieses sprach,
Von seinem Jugendglück gerühret,
Von seinem Philax angeführet,
Dem Vater schon von weitem nach.

Kaum

Kaum trat er in den Busch, als ihn hier eine Mücke,
Dort wieder eine Mücke stach.
Er schalt, und lief ein gutes Stücke,
Dem bösen Schwarme zu entfliehn;
Allein je mehr er lief, je mehr verfolgt er ihn.
Gut, sprach er, stecht nur immer kühn,
Ich will es nicht umsonst betheuern,
Ihr findet hier heut euer Grab.
Erbittert bricht er Ruthen ab,
Und kämpft mit seinen Ungeheuern:
Allein sie fanden nicht ihr Grab;
Und stachen sie zuvor aus bloßer Lust zu stechen,
So stachen sie nunmehr, um sich zu rächen.

Verwundet im Gesicht, auf beyden Händen roth,
Eilt Fritz dem Vater zu, und klagt ihm seine Noth.
„O sehn Sie nur, das nenn ich stechen!
„Ich habs bald so, bald so versucht,
„Ich lief, ich schlug; und doch half weder Schlag noch Flucht„
Fritz, hub der Vater an, du hasts nicht recht versucht.
Geh ruhig fort, so kann ich dir versprechen,
Sie werden weniger, als wenn du schlägst, dich stechen.
Ein kleiner Feind, dieß lerne fein,
Will durch Geduld ermüdet seyn.
Und trittst du einst, gleich mir, ins große Leben ein,
Und wirst um dich viel kleine Feind erblicken:
So achte nicht auf ihre Tücken;
Verfolge deinen Weg getrost, und denke fein
An die Geschichte mit den Mücken.

Die Wachtel und der Hänfling.

Zur Wachtel, welche der Gefahr
Des Garns mit Noth entgangen war,
Ließ sich der stolze Hänfling nieder.
Mich dauert, sprach er, dein Gefieder.

O,

O, sage, wie es immer kam,
Daß man dir deine Freyheit nahm?

Mich, sprach sie, lockte jene Flur,
Und ich, zu lüstern von Natur,
Flog hin; und tiefer im Getreyde
Hört ich den Ton der Lieb und Freude.
Ich lief; kaum naht ich mich dem Ton,
So hatte mich das Netz auch schon.

Das Netz, sprach dieser, nicht zu sehn?
Dir Flattergeist ist recht geschehn.
Man muß, will man ein Glück genieſſen,
Die Freyheit zu behaupten wissen.
Und wenn ich noch so lüstern wär,
Ein Netz, das fängt mich nimmermehr!

Er fliegt und ruft noch: Merk es dir!
Kurz drauf sieht sie den Freund, der ihr
Den weisen Unterricht gegeben,
Auf einer Vogelruthe kleben.
Sprich, rief sie, wie es immer kam,
Daß man dir deine Freyheit nahm?

Die Freundin, sprach er, ging mir nah,
Die ich in diesem Bauer sah.
Sie rief, und durch das Glück bewogen
Um sie zu seyn, kam ich geflogen.
Nun weis ich nicht, durch welche List
Mein Fuß hier angefesselt ist.

Die Ruthe, sprach sie, nicht zu sehn?
Dir Flattergeist ist recht geschehn.
Man muß, will man ein Glück genieſſen,
Die Freyheit zu behaupten wissen.
Nun lerne, wenn dichs nicht verdrießt,
Wie nah der Fall dem Sichern ist.

Der Hochzeittag.

Vom Vater seiner Braut erhielt Philet das Glück,
Mit Sylvien sich endlich zu vermählen,
Und selbst den Tag mit ihr zu wählen.
Welch ein vergnügter Augenblick
Für ein Paar sehnsuchtsvolle Seelen!
Sie sehn sich schmachtend an, und wählen.

Ihr Kinder, fuhr der Vater fort,
Wollt ihr mir altem Mann noch eine Lieb erweisen:
So fahrt, ich bin zu schwach, sonst würd ich mit euch reisen,
Aufs Dorf, und laßt euch an dem Ort
Und von des Priesters Hand, der mir mein Glück im Leben,
Mein selig Ehweib gab, ganz still zusammen geben.

Philet reist auf des Vaters Wort
Mit seiner Braut an den bestimmten Ort.

Seit gestern war er nun mit Sylvien verbunden,
Und kam itzt gleich aus einem Blumenstück
Mit ihr und einem Kranz, von ihrer Hand gewunden,
Entzückt von Lieb und Lenz, in sein Gemach zurück,
Und ieder Kuß und ieder Blick
Vermehrte sein und seiner Schönen Glück.
In scherzender Vertraulichkeit
Und an dem Tisch, auf dem ein Paar Pistolen liegen,
Die er vom Schuß noch gestern selbst befreyt,
Steht er mit ihr allein, und trunken vor Vergnügen
Ergreift er eins. Nun, fängt er scherzhaft an,
Nunmehr bereut die kleinen Grausamkeiten.
Wie viel habt Ihr mir deren angethan!
Besinnt Ihr Euch noch auf die Zeiten,
Da ich umsonst vor Eure Fenster kam,
Da Ihr mich Aermsten —— Sterbt, Madam,
Mit aller Eurer Kunst, die Herzen zu bestricken,
Mit Euern zauberischen Blicken,

Mit

Mit Euerm Haar, so festlich schön es ist.
Schieß her, spricht sie mit lächelnden Geberden,
Schieß her, wenn du so grausam bist.
Er schießt. Ach Gott! und sie fällt todt zur Erden.
Und wer beschreibt wohl seine Pein?
Doch auch im größten Schmerz noch sein,
Ruft er den Diener laut herein,
Und schließt die Thüre zu. „Wer lud mir die Pistolen?“
Ich thats, weil mirs zur Reise nöthig schien.
„Ich habe dirs doch nicht befohlen?„
Nein, Herr! Und gleich erschoß er ihn.
Dann schrieb er diesen Brief: Ich, der vor wenig Stunden
Sich als den Glücklichsten dir, Vater, vorgestellt,
Bin nach dem größten Glück, das ie ein Mensch empfunden,
Itzt der Unseligste der Welt.
O dürftest du doch niemals wissen,
Wie elend ich und du geworden sind ——!
Getödtet von mir selbst, liegt sie vor meinen Füssen,
Mein göttlich Weib, dein liebstes Kind.
Mein Diener, dessen Schuld mich um ihr Leben brachte,
Liegt schon durch gleichen Schuß gefällt;
Ich aber, der ich mich mit Abscheu nur betrachte,
Was sollt ich länger auf der Welt?
Nein, deiner Tochter Tod soll gleich der meine rächen.
Wenns möglich ist, o so verfluch nicht ihren Mann!
Ich bete noch für dich, wenn mir die Augen brechen,
Der ich für mich nicht beten kann ———
Man traf ihn neben ihr durchs Schwerdt getödtet an.

Die Elster und der Sperling.

Ein Sperling ließ sichs auf den Stöcken
Des Weinbergs recht vortrefflich schmecken,
Und schluckte still die besten Beeren ein.
Die Elster sahs mit scheelem Blicke,
Und wollte von des Sperlings Glücke

Nicht

Nicht bloß ein ferner Zeuge seyn.
Sie hüpfte zu den vollen Trauben.
„Wie? darf ich meinen Augen glauben?
„O welcher Vorrath! Ja gewiß,
„So reif, Herr Sperling, und so süß,
„Denn Sie verstehn sich auf die Trauben,
„War, was nun auch der Winzer spricht,
„Der Wein seit vielen Jahren nicht.„
Der Winzer hört der Elster Lobgedicht,
Und zwingt die Gäste fortzufliegen.
O, sprach der Sperling, welch Vergnügen
Entziehst du mir, du Schwätzerinn!
Willst du der Frucht in Ruh genieſſen,
So muß es nicht der ganze Weinberg wissen.
Siehst du denn nicht, wie still ich bin?
Drum schweig und komm, den Berg noch einmal durchzustreifen.

Sie thuts, und frißt mit ihm ganz still.
„Ein einzig Wort, Herr Spaz, ich kann es nicht begreifen,
„Warum mirs itzt nicht schmecken will;
„Die Trauben sind ja reif. Doch still!
„Der Winzer läßt sich wieder hören.
„Drum weißt du, was ich machen will,
„Ich nehme von den blauen Beeren
„Mir eine Traube mit, sie ruhig zu verzehren.
„Komm mit mir unter jenen Baum.
Sie nimmt die Traube mit; und kaum
Erreichte sie den sichern Baum,
So schrie sie laut: O Sperling, welche Freude!
Wie glücklich sind wir alle beide!
In Wahrheit, glücklich bis zum Neide.
So schrie sie noch, als schon ein Schwarm von Elstern kam,
Und das gepriesne Glück ihr nahm.

Du, der sein Glück der ganzen Welt entdeckt,
O Schwätzer, lern ein Gut geniessen,
Das, weil es wenig Neider wissen,
Uns sichrer bleibt, und süsser schmeckt!

Der Geheimnißvolle.

Mit sehr geheimnißvollen Minen
Tritt Strephon in Crispinens Haus,
Studirt beym Eintritt bald Crispinen,
Und bald die Seinen seitwärts aus.
Man bringt den Stuhl; doch nur mit Beugen
Verbittet er die Höflichkeit.
Er steht und schweigt, und sagt durch Schweigen
Die wichtigste Begebenheit.
„Mein Herr, hat sich was zugetragen?
„O reden Sie! wir sind allein.
„Was giebts?„ Umsonst sind alle Fragen.
Er wiederholt sein mystisch Nein.
O lern doch, unvorsichtge Jugend,
Die laut von allen Sachen schreyt,
Vom Strephon die berühmte Tugend,
Die Tugend der Behutsamkeit!
Nachdem er den Crispin beschworen,
Das zu verschweigen, was er sagt:
So zischelt er ihm in die Ohren:
Der König fuhr itzt auf die Jagd.

Die Lerche.

Die Lerche, die zu Damons Freuden,
Frey im Gemach ihr Lied oft sang,
Und ungewohnt den Wiederhall zu leiden,
Der aus dem nahen Zimmer drang,

Mit desto stärkrer Stimme sang;
Saß itzt dem Spiegel gegenüber,
Und sang, und sah ihr eignes Bild,
Und floß, mit Eifersucht erfüllt,
Von schmetternden Gesängen über;
Und bildete zu ihrer Pein,
An ihrem eignen Wiederschein
Sich einen Nebenbuhler ein.

Noch oft erhöhte sie die Stimme;
Allein umsonst war Kunst und Müh,
Stets sang der Wiederhall, wie sie.
Sie schoß darauf mit ehrsuchtsvollem Grimme
Auf ihren Nebenbuhler zu,
Den ihr der Spiegel vorgelogen,
Und starb, sich selbst zu sehr gewogen,
Fast so, Ruhmsüchtiger, wie du,
Durch Eitelkeit und durch ein Nichts betrogen.

Die beiden Wandrer.

Zween Wandrer überfiel die Nacht.
O Velten, nimm dich ja in Acht,
Sprach Kunz, von Schrecken eingenommen,
Damit wir nicht vom Wege kommen.
Dort läßt sich schon ein Irrlicht sehn.
Nur daß wir uns nicht selber blenden,
Und uns nach diesem Lichte wenden;
Sonst ist es um den Weg geschehn.

Schon gut! rief Velten, eile nur.
Doch Bruder, wenn ich die Natur,
Und was ein Irrlicht sagen wollte,
Nur einmal recht verstehen sollte.

Studirte nennen es die Dunst,
Die aus den Sümpfen aufgestiegen.
Ich weis nicht, ob die Leute lügen;
Denn oft ist Lügen ihre Kunst.
Sprich, Velten, ob du thöricht bist;
Du weist nicht, was ein Irrlicht ist?
O dürft ichs nur bey Nachtzeit wagen!
Ich wollte dirs wohl anders sagen.
Ists wahr, daß du kein Irrlicht kennst,
Und bist schon nah an dreyßig Jahre?
Ein Irrlicht, daß mich Gott bewahre!
Ein Irrlicht, das ist ein Gespenst.
Den Drachen hast du doch gesehn,
Der, wie zu Stephens Zeit geschehn,
Bey Kleindorf im Vorüberziehen
Getreyd und Kälber ausgespien.
Das, was der Drach im Grossen heißt,
Nenn ich das Irrlicht gern im Kleinen;
Denn da sie nur bey Nacht erscheinen,
So sind sie wohl kein guter Geist.
Nein Kunz, nein, sag ich! Nimmehrmehr!
Ein Irrwisch ist kein wütend Heer.
Ich, ohne, Kunz, dich dumm zu nennen,
Muß die Gespenster besser kennen.
Ein Rübezahl, ein solches Thier,
Als zu Gehofen ehedessen
Die Küch im Edelhof besessen,
Dieß sind Gespenster, glaube mir.
Ein Irrwisch muß was anders seyn.
K. Wie, Velten, nennst du diesen Schein?
V. Ich nenn ihn Irrwisch. K. Ists erhöret?
Wer hat dich wieder das gelehret?
Ein Irrlicht heißts, kein Irrwisch nicht;
So spricht man ja mein Lebetage.
V. So spräche man? Nein, Kunz, ich sage,
Daß alle Welt ein Irrwisch spricht.

K. Schweig, Velten, das klingt lügenhaft.
Ich hab es auf der Wanderschaft,
Und, Bruder, ohne viel zu schwören,
Von Meistern Irrlicht nennen hören.

So stritten sie noch lange Zeit
Itzt um die Sach, itzt um den Namen,
Bis sie zuletzt vom Wege kamen;
Und schimpfend schlossen sie den Streit.

* * *

So streiten unstudirte Velten
Um Sachen, die sie nicht verstehn,
Und endigen den Streit mit Schelten.
Die Thoren sollten erst zu den gelehrten Velten
Und Kunzen in die Schule gehn!
Die streiten dialectisch schön,
Und ohne Wortkrieg, ohne Schelten,
Um Dinge, die sie ganz verstehn,
Und fehlen ihres Weges selten,
Weil sie den Weg der Schulen gehn;
Denn da läßt sich kein Irrlicht sehn.

Das Glück und die Liebe.

Einst wollten Lieb und Glück sich sichtbar überführen,
Wer stärker sey, des Menschen Herz zu rühren;
Und Semnon, wie die Sag erzählt,
Ein Mann, der oft das Glück um seine Gunst gequält,
Ein Mann in seinen besten Jahren,
Ward, um an ihm es zu erfahren,
Vom Glück und von der Lieb erwählt.

Das Glück bot alles auf, was ie der Mensch geschätzt.
Was seine Sinne rührt, was ie sein Herz ergetzt,

Wo-

Wodurch der Stolz sich hebt und zur Bewundrung eilet,
Ward von der Hand des Glücks dem Semnon itzt ertheilet.
Er sah sich reich, und Marmor schloß ihn ein.
Sein Zimmer schien der Freuden Thron zu seyn;
Und täglich wuchs die Pracht der schon geschmückten Wände
Noch durch der Künstler kluge Hände;
Und täglich wuchs im Speisesaal
Der Schüsseln und der Diener Zahl,
Mit ihnen der Bewundrer Menge,
Und der Clienten Lobgesänge.
Bald fiel ein reiches Erb an ihn,
An das er nicht gedacht; kaum war ihm dieß verliehn:
So zog das Glück durch seine Künste
Schon in den reichsten Lotterien
Für seinen Freund die Hauptgewinnste.
So ward ein neuer Schatz ihm täglich kund gemacht,
Bald was sein Kur, bald was sein Schiff gebracht;
Und so viel Gunst aus seines Glückes Händen
Blieb alle Pracht zu wenig zu verschwenden.
Er schlief, berauscht von Freuden, ein,
Stund auf, den Freuden sich zu weihn.
Sein Wink war der Verehrer Wille,
Und ieder Tag ein Fest des Glückes und der Fülle.
Wer zweifelt, sprach das Glück, daß mir der Ruhm gebührt?
Ist Semnon nicht unendlich sehr gerührt?
Vielleicht, versetzt darauf die Liebe,
Rühr ich sein Herz durch stärkre Triebe;
Er soll Serinen sehn. Ihr unschuldsvoller Blick
Besiegt vielleicht dich, mächtigs Glück!
Er sah nunmehr die göttliche Serine.
Ihn rührt der Reiz der edlen Mine;
Doch mehr, als ihr beredt Gesicht,
Das Herz, das aus Serinen spricht.

Schon scheint der Glanz von seinen Schätzen,
Schon sein Pallast, schon Freund und Wein,
Schon die Musik ihn minder zu ergetzen.
„Wie glücklich, wär ihr Herz erst mein,
„Wie glücklich würd ich dann nicht seyn!
„O Liebe lehre mich, dieß Herz mir zu verdienen,
„Und sprich: wodurch besieg ich einst Serinen?
Sey, spricht sie, kein Verschwender mehr,
Gieb Schmeichlern weiter kein Gehör.
Schon ist er kein Verschwender mehr,
Schon giebt er Schmeichlern kein Gehör.
Such deine Lust in stillern Freuden;
Sey gütig, liebreich und bescheiden,
Und liebe nicht dein Glück zu sehr.
Schon suchte Semnon stillre Freuden;
Schon ward er liebreich und bescheiden;
Serine floh ihn schon nicht mehr,
Serine gab ihm schon Gehör,
Und ward die Seele seiner Freuden.

Die Liebe, sprach das Glück, scheint Semnon vorzuziehn?
Allein mehr als zu bald soll er Serinen fliehn.
So viel ich ihm geschenckt, so viel sey ihm entrissen?
Wird ihm die Liebe wohl der Armuth Quaal versüssen!
Das Glück verließ ihn drauf, und Semnons Gut verschwand.
Kein Bergwerk half ihm mehr, kein Schif kam mehr ans Land.
Sein Reichthum ward der List und der Gewalt zur Beute,
Und nichts blieb ihm von dem, was sonst sein Herz erfreute,
Nichts, als sein treues Weib; im widrigsten Geschick
Sein Beystand und auf stets sein Glück.
Durch Fleiß entrissen sie sich der Gefahr zu darben,
Und froh genossen sie, was sie durch Fleiß erwarben.

Umsonst versprach das Glück, ihn doppelt zu erfreun,
Wenn er der Lieb entsagen wollte.
Nein, rief er; wenn ich auch ein Crösus werden sollte,
Gieng ich doch nie dein Anerbieten ein.
Die Liebe läßt mich weiser seyn,
Als daß ich dich mir wieder wünschen wollte.
Serine, komm! Mein Herz bleibt dein;
Viel besser ohne Glück, als ohne Liebe, seyn.
„Ja, Semnon, ja, mein Herz ist dein;
„Viel besser ohne Glück, als ohne Liebe, seyn.„

Der Affe.

Kaum hatte noch des Schneiders Hand
Ein buntes comisches Gewand
Dem muntern Affen umgehangen:
So gab sein Rock ihm das Verlangen,
Sich in dem Spiegel zu besehn.
In Wahrheit, sprach er, ich bin schön.
So viel ich mir geschmeichelt habe,
So kann dem jungen Herrn der Rock nicht besser stehn.
Komm, rief er, kleiner Edelknabe!
Wir müssen uns zugleich im Spiegel sehn.
Er kam. Der Aff erschrack, verzerrte das Gesicht,
Stieß an den Hut, und rückte die Perücke;
Und doch glich er dem Junker nicht!
Der Spiegel warf, was er empfieng, zurücke,
Ein närrisch haarichtes Gesicht
In einer struppichten Perücke.
Der Junker lacht. Pfuy, hub der Aff erbittert an,
Pfuy, Spiegel, wie du lügst! Was hab ich dir gethan?
Der Spiegel läuft darauf von seinem Hauchen an,
Und zeigt itzt keinen Affen weiter.
Das dacht ich, rief er sehr erfreut,
Die Schuld liegt nicht an meiner Häßlichkeit;
Nein, junger Herr, der Spiegel war nicht heiter.

Schon eilte Junker Friz mit der Begebenheit,
Sie dem Magister zu erzählen;
Und diesem konnt es gar nicht fehlen,
Mit einer nützlichen Moral,
Er war gelehrt, sie zu beseelen.
Nun, sprach er, setzen Sie einmal
Die Wahrheit an des Spiegels Stelle.
Sie zeigt der Thoren Häßlichkeit;
Der Thor, der sich vor ihrem Lichte scheut,
Verhüllt sie drauf in Dunkelheit,
Und schmeichelt sich, sie sey nicht helle.

Die Wittwe.

Ein Mährgen.

Dorindens junger Ehegatte,
Den sie so lieb, wie sich, und wohl noch lieber hatte — —
Noch lieber? wirft der Spötter ein
Und lachet höhnisch; doch er lache!
Durch eine Spötterey hört eine wahre Sache
Drum noch nicht auf gewiß zu seyn.

Genug, der Tod entriß Dorinden
Sehr früh den treusten, besten Mann;
Und ich kann keine Worte finden,
So leicht man im Affect sie sonst auch finden kann,
Um alles das recht lebhaft auszudrücken,
Was sie, die junge Frau, gefühlt,
Die ihn vor wenig Augenblicken
Gesund, itzt aber Tod in ihren Armen hielt,

Und ihn aus ihrem Arm auch todt nicht lassen wollte.
Der Priester kam, der sie besänftgen sollte;
Die ganze Freundschaft kam; doch nichts bewegte sie.
Je mehr man tröstete, je mehr Dorinde schrie.
Man mußte mit Gewalt sie von dem Todten bringen.
Ein unaufhörlich Händeringen
War alles, was sie that; und ein entsetzlich Ach,
War alles, was sie trostlos sprach.
Dieß trieb sie länger noch als vier und zwanzig Stunden.

Indessen hatte sich der Nachbar eingefunden,
Ein Mann, geschickt in Holz zu haun.
Er sah Dorindens Schmerz, und theils auf ihr Begehren,
Theils als ein Freund den Seligen zu ehren,
Und seinen Untergang im Tode vorzubaun,
Entschloß er sich, in Holz ihn auszuhaun.

Es glückt des Künstlers weisen Händen,
Das Werk in kurzem zu vollenden;
Und Stephan stund in Lebensgrösse da.
Ein Meisterstück pflegt bald bekannt zu werden;
Das Volk lief zu und schrie, so balds den Stephan sah:
Ach Himmel, ach! das ist er. Ja!
Seht nur die lächelnden Geberden,
Seht nur den aufgeworfnen Mund!
Nein, ähnlichers kann nichts gefunden werden;
So sah ich ihn noch jüngst, als er Gevatter stund.

Man brachte den geschnitzten Gatten,
Der noch allein der Wittwe Trost verlieh,
Ins zweyte Stock, wo er und sie
Ein ganzes Jahr vergnügt geschlafen hatten.
Hier schloß sie sich mit ihm in ihre Kammer ein,
Und suchte Ruh in Schmerz und Pein,
Und hielts für ihre Pflicht, mit ganzen Strömen Zähren,
Um seiner ewig werth zu seyn,
Ihn noch im Tode zu verehren.
Wer kann wohl mehr von einer Frau begehren?

So saß Dorinde viele Wochen,
Und hatte, wie mein Währmann sagt,
Kein lebendes Geschöpf seit dieser Zeit gesprochen,
Als ihren Hund und ihre Magd.
Und heute wars nach so viel bangen Wochen
Das erstemal, daß sie aus ihrem Fenster sah.
Und in dem Augenblick war auch ein Fremder da.
Schnell kam die Magd mit schlauen Minen:

„Madam, es fragt ein Herr nach Ihnen,
„Ein schöner Herr, fast wie der selge Mann;
„Er hat etwas bey Ihnen auszurichten,
„Das er mir nicht vertrauen kann. „
Du kanst, sprach sie, nur was erdichten,
Ich gehe nicht von meinem lieben Mann.
Und kurz, du darfst ihn nur berichten,
Ich wäre krank vor vielem Gram;
Denn ach! kein Wunder wärs = =

„Dieß geht nicht an, Madam,
„Er hat Sie schon, indem er angekommen,
„An Ihrem Fenster wahrgenommen.
„Sie müssen mit herunter kommen;
„Der fremde Herr ruht eher nicht.
„Er hat was wichtigs anzubringen.
„Ich dächte doch, Madam, Sie giengen.

Die junge Wittwe steht bestürzt,
Umarmt mit einem schnellen Feuer
Das Bild, mit dem sie sich zeither die Zeit verkürzt,
Und nimmt den Fremden an. Wer wird er seyn? Ein Freyer?
Vielleicht giebt uns die Magd Bericht.
Sie horcht schon an der Thür; allein sie kann nichts hören,
Als den betrübten Ton, mit dem Dorinde spricht.
Der Nachmittag verstreicht. Der Fremde geht noch nicht.
Sollt er denn gar ihr Gast zu seyn begehren?

Dorin=

Dorinde kömmt und zwar allein.
Sie wird sich wohl einmal am Bilde letzen wollen.
Magd, fängt sie an, sprich, was wir machen sollen?
Der Herr will mit Gewalt mein Gast den Abend seyn.
Du mußt geschwind die Kanne Schmerlen sieden.
„Ja, ja, Madam, ich bins zufrieden.„
Dorinde geht zurück. Die Magd durchsucht das Haus,
Zum Sieden hartes Holz zu finden.
Sie findet keins, und ruft Dorinden
In aller Angst geschwind heraus.
„Madam, ach lassen Sie sichs klagen,
„Es ist kein hartes Fischholz da.
„Soll ich das Bild herunter tragen,
„Es ist hart Holz, und es zerschlagen?„
Das Bild? Nein, nein — doch —— thus nur. Ja.
Was brauchst du mich denn erst zu fragen?
„Allein das Bild ist schwer, ich kanns allein nicht tragen.
„Zum Fenster gieng es wohl heraus.
Nun gut, so darfst du ja das Holz nicht erst zerschlagen.
Der Herr zieht künftig in mein Haus,
Da darf ich so nicht länger klagen.
Das Fenster öffnet sich! und Stephan fliegt heraus.

Der junge Krebs und die Seemuschel.

Der Muschel, die am seichten Strande,
Ihr Haus bald von einander bog,
Bald wieder fest zusammen zog,
Sah einst, mit Neid und Unverstande,
Ein junger Krebs aus seiner Höhle zu.
O Muschel, wie beglückt bist du!
O daß wir Krebse nur so elend wohnen müssen!
Bald stößt der Nachbar mich aus meiner Wohnung aus,
Und bald der Sturm. Du hast dein eigen steinern Haus,
Kanst, wenn du wilst, es öfnen und verschliessen.

Ver-

Vergönne mir nur einen Augenblick,
Ich weiß, du gönnst mir dieses Glück,
In deinem Schlosse Platz zu nehmen.
Ich, sprach sie, sollte mich zwar schämen,
In mein nicht aufgeputztes Haus,
Denn in der That siehts itzt nicht reinlich aus,
Vornehme Herren einzunehmen.
Doch dienet es zu Ihrer Ruh,
Auf kurze Zeit zu mir sich zu verfügen:
So dien ich Ihnen mit Vergnügen;
Wir haben Platz. Er kömmt. Sie schließt ihr Schloß fest zu.
Mach auf, schreyt er, denn ich ersticke.
Bald, spricht sie, will ich dich befreyn;
Sieh erst der Mißgunst Thorheit ein,
Und lerne hier, mit deinem Glücke,
Wenn dirs gefällt, zufrieden seyn.

Das Kind mit der Scheere.

Kind, hub die Mutter an, eins mußt du mir versprechen:
Die Messer und die Gabeln stechen;
Drum rühre keins von beiden an.
„Allein die Scheere, sollt ich glauben,
„Die könnten Sie mir wohl erlauben?
Nichts weniger; was dich verletzen kann,
Sieh niemals als dein Spielwerk an.

Das Kind gehorcht; doch ein geheimer Trieb
Und das Verbot verschönerten die Scheere.
Ja, spricht es zu sich selbst, wenn es die Gabel wäre,
Die hab ich lange nicht so lieb,
So ließ ich sie mit Freuden liegen,
Allein die Scheer ist mein Vergnügen,
Sie hat ein gar zu schönes Band.
Gesetzt, ich ritzte mich ein wenig in die Hand,

So

So hätte dieß nicht viel zu sagen.
So klein ich bin, so hab ich ja Verstand,
Und also werd ichs immer wagen,
So bald die Mutter nur die Augen weggewandt.
Doch nein, weil Kinder folgen müssen,
So wär es ja nicht recht gethan.
Nein, nein, ich sehe dich bloß an;
O schöne Scheere, laß dich küssen!
Ich rühre ja kein Messer an,
So werd ich doch = = Schon grief es nach der Scheere.
Ja, wenn ich unvorsichtig wäre,
Da freylich schnitte mich die Scheere;
Allein ich bin ja schon mit ihr bekannt.
So sprachs, und schnitt sich in die Hand.
Die Mutter kam. O welche harte Lehre!
Ach, hub das Kind fußfällig an,
Es kränkt mich sehr, daß ichs gethan.
Ich bitte Sie, zerbrechen Sie die Scheere,
Damit ich sie nicht mehr begehre,
Und ohne Zwang gehorchen kann.

* *

Oft sind wir Menschen dieses Kind.
Versehn mit billigen Gesetzen,
Die göttlich und uns heilsam sind,
Scheut sich das Herz, sie alle zu verletzen.
Wir unterlassen, wie das Kind,
Die Dinge, die wir wenig schätzen,
Um die zu thun, die uns am liebsten sind.
Die Reue kömmt. Wir sehn, wie sehr wir fehlen;
Dann denken wir, dann beten wir als Kind.
Was heißt in vieler tausend Seelen:
Bewahre mich, o Gott, vor dieser Missethat!
Was heißt es? Wehre mir das Wählen,
Damit mein Herz den Zwang nicht nöthig hat.

Die Affen und die Bären.

Die Affen baten einst die Bären,
Sie möchten gnädigst sich bemühn,
Und ihnen doch die Kunst erklären,
In der die Nation der Bären
Die ganze Welt des Walds zu übertreffen schien;
Die Kunst, in der sie noch so unerfahren wären,
Die Jungen groß und stark zu ziehn.

Vielleicht, hub von den Affenmüttern
Die weiseste bedächtig an,
Vielleicht, ich sag es voller Zittern,
Wächst unsre Jugend bloß darum so siech heran,
Weil wir sie gar zu wenig füttern.
Vielleicht ist auch der Mangel der Geduld,
Sie sanft zu wiegen und zu tragen;
Vielleicht auch unsre Milch an ihren Fiebern schuld.
Vielleicht schwächt auch das Obst den Magen.
Vielleicht ist selbst die Luft, die unsre Kinder trift,
Wer kann sie vor der Luft bewahren?
Ein Gift in ihren ersten Jahren;
Und dann auf Lebenszeit ein Gift.
Vielleicht ist, ohne daß wirs denken,
Auch die Bewegung ihre Pest.
Sie können sich durch Springen und durch Schwenken
Oft etwas in der Brust verrenken,
Wie sichs sehr leicht begreifen läßt;
Denn unsre Nerven sind nicht fest.
Hier fängt sie zärtlich an zu weinen,
Nimmt eins von ihren lieben Kleinen,
Das sie so lang und herzlich an sich drückt,
Bis ihr geliebtes Kind erstickt.

Du,

Du, sprach die Bärin, kanst noch fragen,
Warum ihr so bestraft mit kranken Kindern seyd?
Nicht liegts an Luft und Milch, und nicht an Obst und Magen.
Ihr tödtet sie durch eure Weichlichkeit,
Durch eure Liebe vor der Zeit.
Gebt Acht auf unsre jungen Haufen;
Wir nehmen sie, sobald sie laufen,
Mit uns, in Hitz und Frost, durch Fluren und durch Wald,
So werden sie gesund und alt.

Was macht viel Kinder siech? Vielleicht Natur und Zeit?
Nein, mehr der Aeltern Weichlichkeit.
O Reicher, soll dein Kind gesund in Städten blühen:
So zieh es in der Stadt, wie es die Dörfer ziehen!

Der Leichtsinn.

Der Leichtsinn, wie die Fabel sagt,
Die Fabel aus den goldnen Jahren,
Ward von den Menschen einst verjagt,
Weil alle seiner müde waren.
Er floh zum Zevs, und bat um Aufenthalt.
Kaum sah Mercur die lustige Gestalt,
So fühlt er schon die Pflicht, dem Flüchtling beyzuspringen.
„So will dich alle Welt verdringen?
„Du dauerst mich. Komm, hüpf auf meine Schwingen!
„Ich hoffe dich gut anzubringen.
„Komm, Paphos sey dein Aufenthalt!
Schnell bracht er ihn zur Venus kleinem Knaben.
Hier, Gott Cupido, fieng er an,
Schickt Ihnen Zevs den angenehmsten Mann,
Der schärfer, als Sie, sehen kann;
Sie sollen ihn zu Ihrem Führer haben.

Der

Der Leichtsinn trat sein Amt mit Eifer an,
Das Amt, der Liebe vorzutraben,
Und soll, wie die gedachte Fabel spricht,
Von dieser Zeit an, seine Pflicht
Sehr selten unterlassen haben.

Der reiche Geitzhals.

Ein reicher Greis, vom Tode nicht mehr fern,
Und ungeschickt, mehr Schätze zu erwerben,
Ward krank, und wollte doch nicht sterben;
Denn welcher Geitzhals stirbt wohl gern?
Er wollte nach dem Doctor schicken:
Zum Glücke fiel ihm noch der harte Thaler ein,
Den er genöthigt wär, ihm in die Hand zu drücken,
Und also ließ ers lieber seyn.

Doch mit dem Tod ist gleichwohl nicht zu scherzen.
Der Alte fühlte neue Schmerzen,
Und rief den Priester in sein Haus,
Und bat sich zu verschiednen malen,
Denn dafür durft er nichts bezahlen,
Trost auf dem Krankenlager aus.
Der Priester wollt ihn itzt verlassen.
Ach bet Er, sprach der Greis, Gott wirds zu Herzen fassen,
Und komm ich von dem Lager auf:
So geb ich Ihm die Hand darauf,
Ich will mich dankbar finden lassen.

Ich weiß nicht, bat er für den Alten,
Und wenn er bat, bat er mit Recht?
Genug, das menschliche Geschlecht
Sollt einen Geitzhals mehr behalten;
Es besserte sich mit dem Alten.

Der Priester wird geruft. Ich weiß wohl, sprach der Greis,
Was ich Ihm einst geredt, wenn Ers gleich nicht mehr weiß.
Hier seh Er selbst, was ich und meine Frau ersparten;
Ich zeig ihm nur die seltnen Arten.

Steht Ihm das grosse Goldstück an?
Da sind sie noch von grösserm Werthe;
Doch weil sie Gott mir wunderbar bescherte,
So hab ich ein Gelübd gethan,
Nichts eins von allen auszugeben,
Und solt ich hundert Jahre leben.

Will er nunmehr die Silbermünzen sehn?
Ja, lieber Herr, auch die sind schön.
Hier hab ich, glaub Er mirs, mehr harte Thaler liegen,
Als ich und Er zusammen wiegen;
Allein sie mögen immer liegen;
Sie sollen alle für mein Haus.
Doch laß Er uns noch weiter gehen.
Hier sieht Er die Zweydrittel stehen,
Da les er eins für seine Kinder aus,
Und bitt Er Gott um Segen für mein Haus.

Das Testament.

Sohn, fieng der Vater an, indem er sterben wollte,
Wie ruhig schlief ich itzt nicht ein,
Wenn ich nach meinem Tod dich glücklich wissen sollte!
Du bist es werth; und wirst es seyn.
Hier hast du meinen letzten Willen.
So bald du mich ins Grab gebracht,
So brich ihn auf, und such ihn zu erfüllen;
So ist dein Glück gewiß gemacht.
Versprich mir dieß, so will ich freudig sterben.

Der Vater starb; und kurz darauf
Brach auch der Sohn das Testament schon auf,
Und las; Mein Sohn, du wirst von mir sehr wenig erben,
Als etwan ein gut Buch und meinen Lebenslauf,
Den setz ich dir zu deiner Nachricht auf.

Mein Wunsch war meine Pflicht. Bey tausend Hindernissen
Beflis ich stets mich auf ein gut Gewissen.
Verstrich ein Tag, so fieng ich zu mir an:
Der Tag ist hin; hast du was Nützliches gethan;
Und bist du weiser, als am Morgen?
Dieß, lieber Sohn, dieß waren meine Sorgen.
So fand ich denn von Zeit zu Zeit,
Zu meinem täglichen Geschäfte
Mehr Eifer, und zugleich mehr Kräfte,
Und in der Pflicht stets mehr Zufriedenheit.
So lernt ich, mich mit wenigem begnügen,
Und steckte meinem Wunsch ein Ziel.
Hast du genug, dacht ich, so hast du viel;
Und hast du nicht genug, so wirds die Vorsicht fügen.
Was folgt dir, wenn du heute stirbst?
Die Würden, die dir Menschen gaben?
Der Reichthum? Nein! Das Glück, der Welt genützt zu haben;
Drum sey vergnügt, wenn du dir dieß erwirbst.
So dacht ich, liebster Sohn, so sucht ich auch zu leben.
Und dieses Glück kannst du, mit Gott, dir selber geben.
Vergiß es nicht: Das wahre Glück allein
Ist ein rechtschaffner Mann zu seyn.

Crispin und Crispine.

Daß oft die Weiber bis ins Grab
Sich mit den Männern schlecht vertragen,
Sind leider schon sehr alte Klagen,
Die man uns oft zu lesen gab.
Doch daß die Männer bis ins Grab
So manche gute Gattinn plagen,
Sind dieß nicht auch gerechte Klagen?

Doch welcher Sänger singt sie ab?
Daß oft die Frau zum Zeitvertreibe
Dem Manne zänkisch widerspricht,
Darüber klagt manch Spottgedicht.
Doch daß der Mann mit seinem Weibe
Oft als mit einer Sklavinn spricht;
Wie selten straft dieß ein Gedicht!
Daß Weiber nicht zu folgen wissen,
Darüber seufzt und klagt der Mann.
Doch sollte man daraus nicht schliessen,
Daß Männer nicht zu herrschen wissen,
Weil ihre Frau so schwer gehorchen kann?
Daß Weiber gern dem Staate sich ergeben,
Und leben, um geputzt zu leben,
Darüber sorgt der Mann sich grau.
Doch daß die Männer sich dem Kaltsinn gern ergeben,
Nur sich, nicht ihren Weibern leben,
Wie sehr beseufzt dieß manche Frau!
Daß bey dem Reiz der äusserlichen Gaben
Die Weiber oft der Seele Reiz nicht haben,
Dieß ist vielleicht nicht selten wahr.
Doch daß die Männer oft nur Geld und Schönheit ehren,
Der Frau, Verstand zu haben, wehren,
Sie durch ihr Beyspiel Thorheit lehren,
Und über Thorheit sich beschweren,
Klingt in der That sehr wunderbar,
Und dennoch ists nicht selten wahr.

Drum, Männer, les't ihr, wie Crispine
So herzlich den Crispin gehaßt:
So legts nicht gleich mit einer Männermine
Der armen Frau allein zur Last.
Und seyd ihr selbst unglückliche Crispine,
So denkt, wenn euch Crispine haßt,
Ob ichs vielleicht wohl gar verdiene?
Und bessert euch. Vielleicht thuts auch Crispine.

Crispine starb, und binnen wenig Tagen
Starb auch Crispin, ihr Mann, schon nach,
Und zwar vor lauter Schmerz und Ach,
Wenn wir das Leichencarmen fragen.
Doch viele wollten lieber sagen,
Der Zorn hätt ihn dahin gerafft;
Allein der Zorn ist nicht der Männer Leidenschaft.

Genug er starb, und ward, weil ers so haben wollte,
Daß sein Gebein bey der verwesen sollte,
Die ihn gewartet und gepflegt,
Zu seiner Frau ins Grab gelegt.
So lag denn Mann und Weib in einer Gruft vereinet,
Und niemand hätte das vermeinet,
Was nach der Zeit mehr, als zu oft, geschehn.
Die Frau ließ sich bey ihrem Grabe
Des Nachts im Sterbekleide sehn.
Der Küster und des Küsters Knabe,
Keins wollte mehr zum Morgenlauten gehn;
Denn allemal ließ sich Crispine sehn,
Und wies ganz ängstlich nach dem Grabe.

Der Küster wagts den neunten Tag
Und ruft die sämtlichen Crispinen,
Macht dreymal erst das Kreuz, und sagt, wer ihm erschienen,
Und forscht und überlegt mit ihnen,
Was doch die Ruh der Selgen stören mag.
„Hat sie vielleicht im Tode was befohlen?„
Nichts, fieng die Freundschaft an, nichts als den Leichenstein.
Das, ruft der Küster, wird es seyn.
Man läßt geschwind den schönsten Grabstein holen;

Der Steinmetz haut zwey Herzen in den Stein,
Und diese Schrift vom Küster ein:
„Hier ruht ein zärtlich Paar, voll gleicher Lieb und Treue,
„Der Tod, der sie getrennt, vereinte beid aufs neue.„
Nun wird die Frau doch ruhig seyn?
Nichts weniger. War sie zuvor erschienen,
Erschien sie nur noch mehr, und noch mit bängern Minen,
Und lief dem guten Küster nach,
Und öffnete den Mund, als ob sie sprechen wollte;
Allein ein unvernehmlich Ach,
Dieß war es alles, was sie sprach.
Wer wußte nun, was das bedeuten sollte?
Man öffnete das Grab. Es war kein Sarg versehrt,
Und wie man sie gelegt, so lagen sie noch heute;
Zur Rechten er, und sie zur linken Seite.
Nein, schrie der Küster, umgekehrt,
Ihr, Todtengräber, seyd nicht werth — —
Der Sarg ward umgesetzt; allein die Folge lehrte,
Daß nicht der Rang des Weibes Ruhe störte.
Mich deucht, dieß ist der Schönen Fehler nicht.
Und ist ers ja, wie mancher Spötter spricht:
So ist ers doch im Grabe nicht.

Crispine ließ nicht nach, dem Küster zu erscheinen.
Sie weinte so, wie Schatten weinen,
Wies immer auf ihr Grab, und machte mit der Hand
Ein Zeichen, das zuletzt der Küster doch verstand.
Er lies noch diese Nacht den Todtengräber kommen.
Der Mann ward aus der Gruft genommen,
Und weit davon besonders eingescharrt.
Und noch in beider Gegenwart
Verschwand die Frau mit heitern Minen,
Und ist seitdem nicht mehr erschienen.

Der Jüngling und der Greis.

Wie fang ichs an, um mich empor zu schwingen?
Fragt einst ein Jüngling einen Greis.
Der Mittel, fieng er an, um es recht hoch zu bringen,
Sind zwey bis drey, so viel ich weiß.
Seyd tapfer! Mancher ist gestiegen,
Weil er entschlossen in Gefahr,
Ein Feind von Ruh und von Vergnügen,
Und durstig nach der Ehre war.
Seyd weise, Sohn. Den Niedrigsten auf Erden
Ists oft durch Witz und durch Verstand geglückt,
Am Hofe groß, groß in der Stadt zu werden;
Zu beiden macht man sich durch Zeit und Fleiß geschickt.
Dieß sind die Mittel grosser Seelen.
„Doch sie sind schwer. Ich wills Ihm nicht verheelen,
„Ich habe leichtere gehofft.
Gut, sprach der Greis, wollt ihr ein leichters wählen:
So seyd ein Narr, auch Narren steigen oft.

Die Freundschaft.

Sey ohne Freund; wie viel verliert dein Leben!
Wer wird dir Trost und Muth im Unglück geben,
Und dich vertraut im Glück erfreun?
Wer wird mit dir dein Glück und Unglück theilen,
Dir, wenn du rufst, mit Rath entgegen eilen,
Und wenn du fehlst dein Warner seyn?
Sprich nicht: Wo sind der Freundschaft seltne Früchte?
Wer hält den Bund, den ich mit ihm errichte?
Wer fühlt den Trieb, den ich empfand?
O klage nicht! Es giebt noch edle Seelen.
Doch sehn wir auch, wenn wir uns Freunde wählen,
Genug auf Tugend und Verstand?

Aus

Aus Eitelkeit für jenen sich erklären,
Weil er vielleicht begehrt, wie wir begehren,
Und weil sein Umgang uns gefällt;
Das Herz ihm weihn, noch eh wir seines kennen,
Aus Eigennutz ihm unsre Zeit vergönnen;
Dieß ist nicht Freundschaft, dieß ist Welt.

Um einen Freund von edler Art zu finden,
Mußt du zuerst das Edle selbst empfinden,
Das dich der Liebe würdig macht.
Hast du Verdienst, ein Herz voll wahrer Güte:
So sorge nichts; ein ähnliches Gemüthe
Läßt deinen Werth nicht aus der Acht.

Du mußt für dich und die empfangnen Gaben
Erst Sorgfalt gnug, gnug Ehrerbietung haben;
Und deinem Herzen nichts verzeihn.
Du mußt dich oft, ohn Eigennutz zu dienen,
Du mußt dich stets, gerecht zu seyn, erkühnen.
Und daß es andre sind, dich freun.

Ein Herz, das nie sich selbst mit Ernst bekämpfet,
Nie Stolz und Neid und Eigensinn gedämpfet;
Liebt dieses Herz wohl dauerhaft?
Wie bald wirds nicht durch kleine Fäll ermüden!
Es fühlet sich, und stört der Freundschaft Frieden
Durch ungezähmte Leidenschaft.

Hast du das Herz, mit dem du dich verbunden,
Dem deinen gleich, der Liebe werth gefunden:
So thue, was die Weisheit spricht.
Sie heißt in ihm dich iede Tugend ehren,
Wie sehr du liebst, durch Thaten ihn belehren,
Und macht sein Glück zu deiner Pflicht.

Sie legt dir auf, sein Gutes nachzuahmen.
Du ahmst es nach, und du belebst den Saamen

Der Eintracht und der Zärtlichkeit.
Du sorgst mit Lust für deines Freundes Ruhe,
Er, ob er gnug, dich zu verdienen, thue;
Und eure Treu wächst durch die Zeit.

Dein Freund, ein Mensch, wird seine Fehler haben;
Du duldest sie bey seinen grössern Gaben,
Und milderst sie mit sanfter Hand.
Sein gutes Herz bedient sich gleicher Rechte,
Begeistert deins, wenns minder rühmlich dächte,
Und sein Verstand wird dein Verstand

Wenn, ungewiß bey meiner Pflicht, ich wanke
Wie stärkt mich oft der selige Gedanke:
Was thät Arist bey dieser Pflicht?
Verfahre so, als wär er selbst zugegen.
So giebt ein Blick auf ihn mir ein Vermögen;
Und der erst wankte, wankt itzt nicht,

Ein gleicher Zweck, des Geistes höchste Freude,
Der Weisheit Glück, vereint und führt uns beide;
Denn ich und er, sind beid ihr Freund.
Ein gleiches Gut, das höchste Gut der Erden,
Der Tugend Glück, läßt uns zufriedner werden;
Denn nur für sie sind wir vereint.

Ich eile froh, sein Glück ihm zu versüssen;
Doch daß ichs that, soll er nicht immer wissen;
Mein Herz belohnt mich schon dafür.
Und wenn ich ihm vor seinen Augen diene,
Entzieh ich doch dem Dienst des Dienstes Mine,
Als nützt ich minder ihm, denn mir.

Theilt er mit mir die Last der grössern Sorgen:
So bleibt von mir die kleinst ihm nicht verborgen,

Und schwindet in Vertraulichkeit.
Kaum klag ichs ihm, was mich im Stillen drücket:
So hat sein Blick oft schon mein Herz erquicket,
Eh mich sein Mund mit Trost erfreut.

Entfernt von ihm wird mir ein Glück zu Theile;
Und wenn im Geist ichs ihm zu sagen eile,
Wird mir dieß Glück gedoppelt süß.
Entfernt von ihm drohn mir des Unglücks Pfeile;
Und wenn im Geist ichs ihm zu klagen eile,
So fühl ich minder Kümmerniß.

Wenn wir vertraut, mit aufgewecktem Herzen,
Nach reifem Ernst, die Stund uns froh verscherzen:
So bildet der Geschmack den Scherz.
Den Witz, den Geist, die uns itzt scherzen lehren,
Beseelt die Lieb; und daß wir uns verehren,
Vergißt auch nie das muntre Herz,

Sollt ie ein Zwist der Freundschaft Ruhe kränken,
Sollt übereilt ich ihr zum Nachtheil denken,
Und meinem Freund ein Anstoß seyn:
So eil ich schon, den Fehler zu gestehen.
Wars klein von mir, ihn hitzig zu begehen:
So ist es groß, ihn zu bereun.

Mensch, lerne doch dein Leben dir versüssen,
Und laß dein Herz von Freundschaft überflüssen,
Der süssen Quelle für den Geist!
Sie quillt nicht bloß für diese kurzen Zeiten;
Sie wird ein Bach, der sich in Ewigkeiten
Erquickend durch die Seel ergeußt.

Dort werd ich erst die reinste Freundschaft schätzen,
Und bey dem Glück, sie ewig fortzusetzen,
Ihr heilig Recht verklärt verstehn.
Dort werd ich erst ihr ganzes Heil erfahren,
Mich ewig freun, daß wir so glücklich waren,
Fromm mit einander umzugehn.

Der Ruhm.

Was ist das Gut, nach dem du strebst,
Der Ruhm, für den du denkst und lebst?
Wags, du sein Freund, ihn zu betrachten!
Gewährt er, was er dir verspricht,
So bleib ihm treu. Gewährt ers nicht,
So lern ihn dreist verachten.
Welch Glück, wenn mich ein Grosser schätzt,
Der Fürst an seine Seite setzt,
Und laut mir seinen Beyfall schenket!
Alsdann wird mein Verdienst bekannt;
Dann denkt von mir das ganze Land
Groß, wie mein Ehrgeiz denket.
Wer ist der Grosse, der dich ehrt?
Sprich, kennt er der Verdienste Werth?
Setz ihn im Geist aus seinem Stande!
Vielleicht wird dir sein Beyfall klein;
Vielleicht hältst dus, ihm werth zu seyn,
Nunmehr für eine Schande.
Wenn itzt des Dichters Lobgedicht,
Der Redner göttlich von dir spricht,
Und laut dich die Geschichte preisen;
Wenn, auf ihr Wort, die halbe Welt
Dich für den größten Weisen hält;
Wirst du darum zum Weisen?
Wächst deiner Tugend etwas zu,
Gewinnet deines Geistes Ruh;
Wenn viele deinen Namen hören?
Bist du beglückt, in dir beglückt;
Wenn Thor und Thörinn auf dich blickt,
Und Länder dich verehren?
Suchst du den Ruhm nicht in der Pflicht,
Giebt dir dein Herz den Beyfall nicht;

Was wird dir andrer Beyfall nützen?
Und hast du deinen Ruhm in dir;
Was sorgst du kummervoll dafür,
Den äussern zu besitzen?

Wenn jener deinen Namen ließt,
Gleichgültig nennt, und dann vergißt;
Ist dieß ein schätzbar Glück zu nennen?
Ist dieß die Welt, die von dir hört;
Wenn gegen einen, der dich ehrt,
Dich tausend noch nicht kennen?

Ist dieß des Nachruhms Ewigkeit;
Wenn ein Scribent der Trockenheit
Sich künftig an dein Leben waget?
Und wenn dem Wandrer einst noch spät
Der Stein, vor dem er müßig steht,
Daß du zu früh starbst, saget?

Und ist das Glück so ungemein,
Von einer Welt gerühmt zu seyn,
Die oft den wahren Ruhm verkennet;
Das Laster rühmet, wenn es gleißt,
Die Wildheit Muth, den Unsinn Geist,
Und Ehrsucht Grösse nennet?

Du strebst mit Eifersucht und Angst,
Damit du ihren Ruhm erlangst.
Damit du ihren Ruhm erlangst.
Wohlan, du sollst ihn schnell erstreben!
Doch welch unsichres Eigenthum!
Vielleicht reut bald die Welt der Ruhm,
Den sie dir schnell gegeben.

Die Zahl der Klugen ist nicht groß.
Verlangst du ihren Beyfall bloß,
So such ihn still in ihrer Sphäre.
Der Kluge sieht auf dein Verdienst;
Und bist du das nicht, was du schienst,
So bist du sonder Ehre.

Erwirb dir Tugend und Verstand,
Nicht, um sie, von der Welt genannt,
Mit eitlem Stolze zu besitzen.
Erwirb sie dir mit edler Müh,
Und halte dieß für Ruhm, durch sie
Der Welt und dir zu nützen.

Nicht deines Namens leerer Schall,
Nicht deiner Tugend Wiederhall
Muß dich zu grossen Thaten stärken.
Die Zeit, die Kräfte, grosser Geist!
Die du so laut dem Ruhme weihst,
Die weihe still den Werken.

Erfüllst du, was die Weisheit spricht,
Und gleicht dein Eifer deiner Pflicht;
So wird der Ruhm ihm folgen müssen.
Und wenn dein Werth ihn nicht erhält:
So giebt dir ihn, Trotz aller Welt,
Doch ewig dein Gewissen.

Das Band.

Ein Schäferspiel.

Aus den Belustigungen des V. und W.
vom Jahre 1744.

Vorbericht.

Da das **Band** einmal in der Frankfurtischen Sammlung steht, und ich sicher weis, daß es noch seine Liebhaber hat: so will ich ihm hier einen Platz vergönnen, ob ichs gleich mit einem heimlichen Widerwillen thue. Allein da ich nichts darinnen geändert habe: so muß ich auch nothwendig einige Anmerkungen dazu machen, damit dieses Gedicht dem guten Geschmacke in den Schäfergedichten nicht nachtheilig werde. Wäre das Landleben überhaupt das Schäferleben der Poesie: so würde das Band ein recht gutes Gedicht seyn, dieß kann ich ohne Eitelkeit sagen, und in seiner Art den Werth haben, den in der Malerey ein getreues Portrait hat. Ich würde mir unter der **Daphne**, der Mutter der **Galathee**, eine gute Landwirthinn, eine fleißige Pachterinn; unter ihrer Tochter ein gutes ehrliches Bauermädchen, in den Geschicklichkeiten der Wirthschaft wohl erzogen, vorstellen. Ihr **Montan** würde ohngefähr des Schulzens oder Verwalters Sohn seyn, dessen Herz der Schulmeister noch so ziemlich gebildet, und in den sich Galathee ganz natürlich hätte verlieben können. In dieser Aussicht würden diese drey Personen, und auch die beiden andern ihrem Charakter sehr ähnlich vorgestellt seyn; und ich wüßte nicht, wie sie anders hätten reden und handeln sollen. In dieser Aussicht würde das Stück ferner verschiedne lebhafte Beschreibungen der Landwirthschaft, und hin und wieder drollichte Einfälle haben. Will man es also ein theatralisches Landgedicht nennen, so habe

be ich nicht viel dawider zu erinnern. Alsdann werde ich der Galathee recht gut seyn, daß sie solche hübsche Bänder wirken kann, die mancher Bortenwirker nicht besser machen soll; daß sie so haushältig ist, und ihr **klares Garn, das an der Sonne liegt**, begießt. Alsdann wird mirs recht wohl gefallen, daß Mutter Daphne mit ihrer Tochter von **Poley** redt, **der für das Kopfweh hilft**, ihr vorwirft, daß sie **gestern auf die Hitze getrunken**, ihr befiehlt, daß sie **auf den Abend einnehmen, von ihren Kräutern** einnehmen soll; daß Daphne ihre Tochter examiniret, was sie mit dem Strause machen will, den sie in der Hand hat, und ihre Galathee schlau fragt, warum sie bey dem Namen Montan roth wird; daß Daphne von ihrem Sohne Damöt rühmt, daß er ihr einen so schönen Rechen geschnitzt, an dem **oben Zinken stehn, und unten Zinken sind**; daß er ihr einen Stab, geschnitzt auf beiden Seiten, gebracht, dessen eine Seite ihn, und die andere seine Chloris vorstellen soll; daß sie ihrer lieben Tochter zwar die **Zärtlichkeit**, aber nicht das **Lieben** erlauben will; daß Myrtill von seinem Staare redt, den er die Namen Hylax und Chloris sprechen gelehrt; daß er dem Montan die Amsel wegnimmt; daß Galathee in der Hitze oft in sehr schnippischen Sprichwörtern, und alle Personen oft in sehr kurzweiligen Reden, daß sie sagen, wie sie **einander einen Streich gespielt, einander zuweilen zum Besten haben**; daß Galathee zu ihrem Montan spricht: **nun dieß gefällt mir noch, du hast Recht überley; nein dießmal bin ich taub; ich bin beständig so, wenn ich nicht anders bin; gar auf mein Herz zu pochen: bey Phyllis: bey der Stolzen: So, jene spitzt sie zu, und die verschießt die Bolzen:** daß Myrtill zur Galathee sagt: **du bist auch gar zu arg; ich dachte, was dir wäre**; daß er spricht: **ich geh und will den Zahn zur Sie in Bauer stecken; die Jungen bring ich dir, so bald die Alten hecken:** daß die guten Kinder am Ende **auf den Streit auch lustig seyn, eine frische Milch zusammen es-**

sen,

sen, und im Kühlen um Pfänder spielen, und insonderheit das Spiel: Was macht die Liebe? spielen wollen? alles dieses und noch hundert solche Züge mehr würden mit an diesem nicht ungesitteten Landvolke gefallen. Allein wenn das Schäfergedicht keine blosse Nachahmung des Landlebens, oder doch nur die feinste Nachahmung ist; wenn es mehr ein erdichtetes Schönes zu seinem Gegenstande hat; wenn es das Mittel zwischen dem Land- und Stadtleben hält; wenn es sich von der Plumpheit und dem Ekelhaften des Bauernstandes eben so wohl, als von dem Zwange und der List des Stadtlebens entfernen, das Land mit allen seinen Annehmlichkeiten, und abgesondert von allen seinen Beschwerlichkeiten, vorstellen muß; wenn die Schäfer Geschöpfe sind, die sich uns nicht allein durch die Einfalt der Sitten, sondern durch eine liebenswürdige Einfalt derselben, nicht allein durch Offenherzigkeit, sondern durch eine unschuldige einnehmende Offenherzigkeit empfehlen müssen; wenn ihre Liebe mit einem gewissen natürlichen Witze verbunden, ihr Vergnügen auf dem Lande mehr ein Geschenke der Natur, als eine Frucht mühsamer Arbeiten seyn muß; wenn ihre Sprache zwar leicht und ungekünstelt, aber doch die Sprache der feinern Empfindungen seyn muß; wenn ihre Beredsamkeit nicht darinne besteht, daß sie von ihrem Schäferstabe, von ihrer Tasche, von ihrem Philax, von Heerden, Milch und Obst reden; wenn gewisse Züge und Beschreibungen des Landlebens nur der Wahrscheinlichkeit und des Vergnügens wegen, das uns die Vorstellung der Natur zu geben pflegt, in diese Gedichte eingeflochten werden, und gleichsam nur die Einfassung des Gemäldes abgeben; wenn dieses, sage ich, die Anforderungen des Schäfergedichtes sind; so wird man sehr viel bey dem Bande zu erinnern finden. Ich will die Handlung des Stückes einen Augenblick beleuchten. Galathee sieht ein Band, das sie selbst gewirket, das sie zum Zeichen ihrer Liebe ihrem Montan geschenket, um den Hals der Phyllis. Sie wird erbittert, hält den Montan für untreu, sucht sich zu rächen, und erdrückt aus Rache bey Gelegenheit die Amsel, die Montan von ihr bekommen hat, und die vortreflich singen kann.

Der

Der Knoten: Wird Galathee recht gesehen haben, oder nicht? War es auch ihr Band? Die Auflösung: Sie hat sich geirret, und sie bittet dem Montan ihre Hitze und Eifersucht ab. Hat die Handlung genug Anziehendes? Ich zweifle sehr daran. Was in dem Stücke gefällt, sind mehr eingeschaltete Nebenumstände, als die Sache selbst. Der zweyte und achte Auftritt können beynahe ohne den geringsten Verlust der Handlung weggenommen werden. Sie geht also nicht durch das Stück fort. Daphne, die Mutter, ist überhaupt eine müßige Person, und nicht das Bedürfniß des Stückes, sondern des Poeten, der, um die Charaktere zu vervielfältigen, hier eine Mutter auftreten ließ. Sie kömmt und geht, gleich einem frommen Gespenste, ohne daß man weis, warum? Die Auflösung hat wenig Unerwartetes! Galathee kömm in dem letzten Auftritte, nachdem sie vermuthlich bey der Phyllis sich genauer wegen des Bandes erkundiget, und gesteht dem Montan, daß sie sich geirret. Dieses wußten die Zuschauer lange. Montan hatte es ja in der Mitte des Stückes schon ehrlich genug betheuert, daß er ihr Band nicht weggeschenkt hätte. Vielleicht wäre die Auflösung besser geworden, wenn Phyllis das Band wirklich gehabt, es aber durch eine List, oder durch ein anderes Mittel, ohne daß es Montan wissen können, bekommen hätte, und selbst eine von den spielenden Personen gewesen wäre. Galathee drückt aus Rache gegen den Montan einer armen Amsel auf dem Theater den Kopf ein. Ein sehr blutdürstiges Unternehmen für eine Schaferinn! Wo bleibt die schäferische Unschuld der Sitten? Ist das nicht das jähzornige verliebte Bauermädchen, die ihrem Montan, wenn er nicht so demüthig geredt hätte, zur Noth gar in die Haare gefallen wäre? Aber es ist ja natürlich. Freylich ist dieses Natur, aber Natur des Dorfes, nicht des Schäferstandes. Von der Sprache habe ich schon geredt. Sie ist, wie der Charakter, nur gar zu natürlich. Will man aber dieses Gedicht nicht gegen die Regeln der Kunst, sondern nur gegen gewisse andre Schäferspiele halten: so gebe ich gern zu, daß es seinen Platz mit Recht unter den Schäfergedichten behaupter, und, ohne ihm zu schmeicheln, gewiß nicht den niedrigsten. Nachdem ich dieses Geständnis gethan, glaube ich nicht, daß der gute Geschmack durch das Band leiden wird. Es wird vielmehr jungen Dichtern zum Beyspiele dienen können, wie die Schäferspiele nicht seyn, und warum sie anders seyn sollen. Ich verweise sie ins besondre auf die Anmerkungen, die Herr Saint Mard in seinen Reflexions sur la Poesie über das Schäfergedichte gemacht, auf die Stellen, die er daselbst aus dem Fontenelle anführt, und auf die schöne Abhandlung von dem eigentlichen Gegenstande des Schäfergedichts, welche in dem Anhange zu des Batteux Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz, zu finden ist.

Das

Das Band.

Ein Schäferspiel.

In einem Aufzuge.

Personen.

Galathee.
Daphne. Der Galathee Mutter.
Montan. Der Liebhaber der Galathee.
Doris.
Myrtill.

Erster Auftritt.

Galathee. Doris.

Doris.

Was machst du, Galathee? Du scheinst mir nicht vergnügt.

Galathee.

Ich weiß es selber nicht, was mir im Sinne liegt,
Ich bin nicht aufgeräumt

Doris.

Du wirst doch etwas wissen,
Was dir = = =

Galathee.

Ich wollt vorhin mein klares Garn begiessen,
Das an der Sonne liegt, und nahm mich nicht in Acht,
Und stieß mich an das Holz, an dem ichs angemacht.
Da sieh nur meine Hand.

Doris.

So geht es, wenn wir eilen.
Doch, dieß bedeutet nichts; der Schaden ist zu heilen.
Allein, wo ist Montan?

Galathee.

Und was mir weiter fehlt:
So hat die Mutter schon einmal auf mich geschmählt.

Doris.

Die meine thut es auch, und oft bey Kleinigkeiten.
Allein, wo ist Montan?

Galathee.

Sie läßt sich kaum bedeuten.
Ich bringe Kräuter heim, und setz sie offen hin,
Da kömmt mein Lamm dazu, dem ich so günstig bin,
Und frißt sie glücklich auf. Nun muß ich andre lesen.

Doris.

Wer weis, wie hungrig auch das arme Lamm gewesen!
Doch gute Galathee, du willst mich nicht verstehn?
Wo ist denn dein Montan?

Galathee.

Ach, Doris, laß mich gehn!
Ich weis nicht, wo er ist; wer will die Schäfer hüten?
Er geht, wohin er will; ich kanns ihm nicht verbieten.

Doris.

Verstell dich nicht so sehr; du zürnst, ich seh dirs an.

Galathee.

Erwähn ihn weiter nicht.

Doris.

Was hat er denn gethan?

Galathee.

Mehr als ich je gedacht! Mir also mitzuspielen?
Mir, seiner Galathee? Er soll es schon noch fühlen.

Bedenk es nur einmal: Ich schenk ihm jüngst ein Band,
Und knüpf es ihm dazu noch selber um die Hand;
Und gestern seh ich gar — Es ist um mich geschehen!
Ich habe dieses Band um Phyllis Hals gesehen.

Doris.

In Wahrheit, Galathee, dieß ist ein schlimmer Streich.
Allein, du irrst dich wohl! eins sieht dem andern gleich.

Galathee.

Ich kenn es gar zu gut. Ich trug es um die Stirne.
Der Eintrag war von Garn, der Boden war von Zwirne,
Zween Faden liefen grün, zween roth, die andern blau,
So scheckicht, wie ein Specht! ich kenn es ganz genau.
Es war zween Finger breit, und zackicht an den Seiten.
Es war mein schönstes Band. Willst du noch lange streiten?
Ich hab es selbst gemacht; drey Wochen sind es kaum.
Mein Name steht darauf, und auch der Tannenbaum,
Bey dem mir einst Montan den ersten Kuß genommen.
Doch, Kind, verstecke dich; ich seh die Mutter kommen.

Zweyter Auftritt.

Galathee. Daphne.

Daphne.

Nun, meine Galathee, die Sonne meynt es gut.

Galathee.

Sie brennt fast gar zu sehr; man weiß kaum was man thut,

Daphne.

Itzt schadt die Wärme nicht; sie hebt vielmehr die Saaten,
Und wenn die Witrung bleibt, wird alles wohl gerathen.
Ich sahe meine Lust itzt mitten in dem Gehn;
Der Lein steht schon so gut, er kann nicht besser stehn,

Und alles grünt und blüht: Doch wenn mirs nicht so scheinet,
So fehlt dir doch etwas. Mich deucht, du hast geweinet.

Galathee.

Geweinet? Nein, dieß nicht.

Daphne.

Was soll dir dieser Klee?

Galathee.

Ich bind ihn um den Kopf; er thut mir gar zu weh.

Daphne.

Wie albern bist du doch! Gewiß, du sollst dich schämen,
Klee hilft dir nimmermehr; nein, Poley mußt du nehmen.
Doch gestern, weißt du wohl, wer auf die Hitze krank?
Dieß ist die Frucht davon.

Galathee.

Ach nein, ich bin nicht krank.
Ich weis, wovon es kommt; es kömmt vom Veilchen pflücken,
Wie vielmal muß man sich um eine Hand voll bücken!

Daphne.

Wem soll denn dieser Straus?

Galathee.

Hier ist er.

Daphne.

Soll er mein?

Galathee.

Ja, darum band ich ihn.

Daphne.

Der Straus ist wirklich fein.
Vielleicht hat ihn Myrtill von dir bekommen sollen.

Galathee.

Er? Nein, da hätt ich ihn schon schlechter binden wollen.
Dieß unterbleibet wohl, auch ohne dein Verbot.

Daph-

Daphne.

Vielleicht hat ihn Montan - -? Doch warum wirst du roth?

Galathee.

Dieß werd ich gar zu leicht.

Daphne.

Leicht, um Montanens Willen?
Doch warum wardst dus nicht zugleich auch bey Myrtillen?

Galathee.

Ich rede für mein Herz, dieß ist nicht Schuld daran,

Daphne.

Doch hab ichs in Verdacht so gut, als den Montan.
Ich hab es wohl gemerkt, ihr könnt einander leiden.

Galathee.

Fast täglich sag ichs ihm, er soll mich gänzlich meiden.
Stets will er was von mir, ich hieß ihn freundlich gehn,
Und sags ihm auch im Zorn, und dennoch bleibt er stehn,
Und redt mich wieder an, und giebt mir wohl die Lehre,
Es stünde gar nicht fein, wenn man so spröde wäre.

Daphne.

Was deine Schwester sagt, klingt anders.

Galathee.

Dieses Kind?
Wer wollte Chloris traun? Man weis, wie Kinder sind.

Daphne.

Die Kinder reden wahr, und sagen, was sie sehen.

Galathee.

Sie rede, was sie will; mir ist zu viel geschehen.
Gesetzt, daß auch Montan zuweilen mit mir treibt,
Und auf dem Rohre bläst, und mir die Zeit vertreibt;
Gesetzt, daß ich zugleich in seine Flöte singe;
Wird dieß wohl unrecht seyn?

Daphne.

Dieß sind erlaubte Dinge.
Allein du sagtest ja, du hießst ihn öfters gehn.

Galathee.

Ja, dieses thu ich auch; allein er bläßt so schön.
Ich bitt ihn nicht darum. Dem Echo zu gefallen,
Das in dem Busche ruft, läßt er sein Rohr erschallen.

Daphne.

Du wirst das Echo seyn. Das Singen wehr ich nicht;
Nur fürcht ich, daß Montan mit dir vom Lieben spricht.

Galathee.

Er denket nicht daran. Frey, spricht er, will ich leben;
Es liebe, wer da will, mir ist es nicht gegeben.

Daphne.

Doch warum sagt er denn, daß du so spröde wärst?

Galathee.

Itzt sagt er dieß nicht mehr; es war nur in der Erst,
Wenn ich ihm dann und wann die Antwort schuldig bliebe.
Es ist gewiß andem, er denkt an keine Liebe.
Nur Freundschaft wünscht er sich, und diese gieng ich ein;
Er kann ja wohl mein Freund, ich seine Freundinn seyn.

Daphne.

Was heute Freundschafft war, kann morgen Liebe werden.
Indessen wär mein Rath, er blieb bey seinen Heerden.
Du aber, Galathee, nimm auf den Abend ein.

Galathee.

Ach, eh der Abend kömmt, wirds wohl vergangen seyn.

Daphne.

Und dennoch werd ich dir von meinen Kräutern geben;
Man sorget nie zu sehr für seiner Kinder Leben.
Ich gehe. Komme nach, und nimm dich wohl in Acht,
Und bring mehr Veilchen mit.

Dritter Auftritt.

Galathee. Doris.

Doris.

Ich habe recht gelacht!
Die gute Mutter denkt wohl Wunder, was dir fehlet!

Galathee.

Nicht wahr; du hasts gehört, sie hat nicht sehr geschmählet?

Doris.

Doch mit der Arzeney?

Galathee.

Da hab ich meine Noth!
Raut und Wachholdersaft hilft bey ihr für den Tod.

Doris.

Sie weis noch nicht genug. Mich sollte sie nur fragen,
Was für dein Kopfweh hilft; ich wollts ihr besser sagen.
Montan nur hilft dafür.

Galathee.

Ach! quäle mich doch nicht.
Der falsche Schäfer, der! So ehrlich sein Gesicht,
So schlimm ist doch sein Herz. Er soll mich nicht mehr fangen;
Wer einmal mich betrügt, hat stets mich hintergangen.

Doris.

Du thust ihm wohl zu viel.

Galathee.

Und du vertrittst ihn noch?
Ich soll zufrieden seyn! Nicht wahr? Bedenk es doch!

Ein Band, ein Band von mir, an Phyllis zu verschenken?
Er liebt sie. Dürft ich nur nicht weiter an ihn denken!
Mich dauert jeder Kuß.

Doris.

Hast du ihn oft geküßt?

Galathee.

Ach mehr, als tausendmal! Du weißt ja, wie man ist.
Das erst- und andre mal, da hielt er mir die Hände;
Ich drohte, doch zu schwach. Erräthst du bald das Ende?
Ich litt es endlich gern, und gab ihm nach der Zeit,
Wenn er zu blöde schien, oft selbst Gelegenheit.
Die Birken wissens noch. Wenn wir zusammen kamen;
Da ward gewiß geküßt, biß daß wir Abschied nahmen.

Doris.

Und habt gar nicht geredt, so sehr vergaßt ihr euch?

Galathee.

Ach ja, wir redten auch, und küßten uns zugleich.

Doris.

Allein, was spracht ihr stets?

Galathee.

Wie kannst du doch so fragen?
Verliebe dich einmal; so darf ich dirs nicht sagen.
Vom Lieben redten wir. Er fiel mir um den Hals,
Und sprach mein liebstes Kind! dieß that ich ebenfalls.
Ich hieß ihn, mein Montan; er mich, mein Herz, mein Leben;
So mußte, wie gesagt, ein Wort das andre geben.

Doris.

Ja, ja, dieß ist schon gut: Doch wurdet ihrs nicht satt?

Galathee.

Satt? Ja, da höret mans, wer nie geliebet hat.
Wir redten Tage lang, wenn wir beysammen trieben,
Und wußten auf die Nacht kaum, wo der Tag geblieben;
So schnell verstrich er uns.

Doris.

Nun, das begreif ich nicht,
Wie da ein Tag verstreicht, wenn man nichts weiter spricht,
Als Kind, Montan, mein Herz!

Galathee.

Du bringst mich nicht zum Lachen;
Ach! Doris, hör nur auf, du wirst mich böse machen.
Wir redten sonst noch viel, als vom beständig seyn;
Die Lieb und unser Herz gab uns die Reden ein.

Doris.

Gut. Heute spracht ihr dieß; was spracht ihr aber morgen?

Galathee.

Was liegt doch dir daran? dafür laß andre sorgen.

Doris.

Erzähl mir immermehr!

Galathee.

Auch war es was gemeins,
Wir zankten uns einmal, und wurden wieder eins.

Doris.

Gezankt?

Galathee.

Ja! wird nicht auch der Himmel öfters trübe?
Und wie das Wetter ist, so wechselt auch die Liebe.
Oft sahen wir uns nur, zu ganzen Stunden, an;
Sein Auge hieng an mir, und meines an Montan.

Doris.

So ist die Liebe denn ein Spielwerk in Gedanken?
Ein Gutseyn, Reden, Sehn, ein Küssen und ein Zanken?

Galathee.

Das Tändeln fehlt dir noch.

Doris.

Das Tändeln? Was ist das?
Dies hab ich nie gehört.

Galathee.

Es ist nun so etwas.
Man streichelt sich die Hand, man kneipt sich in die Backen,
Man schüttelt sich am Kinn, und klopft sich in den Nacken.

Doris.

Dieß habt ihr auch gethan?

Galathee.

Ja, das versteht sich schon.
Wie günstig war ich ihm! nun hab ich meinen Lohn!

Doris.

Was wird denn nun daraus? Willst du den Schäfer lassen?

Galathee.

Die Liebe, ihn, das Band, und Phyllis will ich hassen.
Sprich, warum kam er nicht, wenn er beständig wär?
Seit gestern seh ich ihn mit keinem Auge mehr.
Da kömmt Myrtill. Bleib hier, und ruf ihn zu der Heerde.
Ich will nach Veilchen gehn, damit ich fertig werde.

Vierter Auftritt.

Doris. Myrtill.

Doris.

Was hast du da, Myrtill? Versteck es nicht vor mir.

Myrtill.

Nichts, liebe Schäferinn; es ist ein kleines Thier.

Doris.

Ein kleines Thier? Myrtill! Dieß brauchst du nicht zu sagen:
Denn Wölfe wirst du wohl nicht in den Händen tragen.

Myrtill.

Hier ist es, sieh es an.

Doris.

Nunmehro will ich nicht.

Myrtill.

Du nimmst es übel auf, was man im Scherze spricht?

Doris.

Nein, eine Kleinigkeit wird mich nicht gleich verdriessen.
Es sey auch, was es will; ich brauch es nicht zu wissen.
Gewiß, es kränkt mich nicht, daß du mirs nicht gesagt;
Dieß aber ärgert mich, daß ich dich gleich gefragt.

Myrtill.

Nun, sey nur wieder gut; ich will dirs gerne zeigen.
Doch Doris, noch etwas: Versprichst du mir zu schweigen?

Doris.

Ich schweige, wenn ich will.

Myrtill.

Wenn du verschwiegen bist;
So sag ich dir, daß dieß Montanens Amsel ist.
Von seiner Galathee hat sie Montan bekommen.
Sie singt vortreflich schön. Ich hab sie weggenommen.

Doris.

Was hast du nun davon, daß du Montanen kränkst?

Myrtill.

Ich, meine Schäferinn? Gewiß mehr, als du denkst.
Genug, Montan verdient, daß er auch einmal fühlet,
Was er mir ehedem für einen Streich gespielet.
Denn weißt du, wie er mich den letzten Herbst geneckt,
Und mir drey Tage lang den schönen Staar versteckt?
Dieß war ein rechter Staar, ich hatt ihn aufgezogen;
Und wer ihn einmal sah, der war ihm auch gewogen.
So oft ich Hylax rief, so oft ich Chloris sprach;
So rief er Hylax mit, und sagte Chloris nach.
Oft flog er auf mein Lamm, und ließ zu halben Tagen,
Als hielt ichs nur für ihn, sich von dem Lamme tragen.

Doris.

Doris.

Ja, ich besinne mich auf diesen klugen Staar,
Der dir nur gar zu lieb, und gar zu theuer war:
Denn, weißt du noch Myrtill, als ich ihn haben wollte,
Daß ich für diesen Staar zehn Küsse geben sollte?
Allein der Staar ist todt, und dieß erfreut mich sehr.
Wie theuer war er dir? Verkauf ihn doch nunmehr,
Und deine Amsel auch. Im Ernst, du sollst dich schämen;
Montanens Freund zu seyn, und ihm etwas zu nehmen!
Doch, ich besinne mich auf eine kleine List.
Letzt sagte Galathee, du hättest mich geküßt;
Sie gab mirs zweymal Schuld. Izt könnten wir uns rächen.
Laß ihr den Vogel sehn, und sprich==

Myrtill.

Was soll ich sprechen?

Doris.

Sprich: Siehst du, wie Montan an seine Freunde denkt?
Er hat mir heute früh die Amsel gar geschenkt.
Doch nimm dich auch in Acht, und fang nicht an zu lachen.

Myrtill.

Verlaß dich nur auf mich, ich wills schon listig machen.

Doris.

Sie hat ihn in Verdacht, und ist voll Aergerniß;
Und wenn du ernsthaft sprichst: so glaubt sies ganz gewiß.

Myrtill.

Schon gut, ich will es thun, vom kleinsten bis zum größten;
Mich hat das lose Kind zuweilen auch zum Besten.
Dort kömmt schon Galathee; sie kömmt. Montan kömmt auch.

Doris.

Geschwind verstecke dich hier hinter diesen Strauch.
Ich will zu Phyllis gehn; sie schläft dort in dem Garten.

Myrtill.

Allein, Montan kömmt ja.

Doris.

Er wird nicht lange warten.

Fünf=

Fünfter Auftritt.

Galathee. Montan. Myrtill, versteckt.

Montan.

Du läufst so gar vor mir? Was ist dir, Schäferinn?

Galathee.

Ich bin beständig so, wenn ich nicht anders bin.

Montan.

Nie hab ich dich, mein Kind, noch so erzürnt gesehen.

Galathee.

Und nie geschah vielleicht, was gestern ist geschehen.

Montan.

Doch meine Galathee, was hab ich dir gethan?

Galathee.

Ich sage, laß mich gehn, und sieh mich nicht mehr an.

Montan.

Ich bitte, rede doch.

Galathee.

Du kannst die Worte sparen.

Montan.

Wenn du nicht reden willst; wie soll ichs denn erfahren?

Galathee.

Nun, dieß gefällt mir doch, du hast Recht überley.

Montan.

Was ist denn mein Vergehn? Gesteh es doch nur frey.

Galathee.

Es reut ihn nicht einmal, er kann noch gar verlangen,
Daß ich ihm sagen soll, wie sehr er sich vergangen.

Montan.

Kind, ich erstaune ganz. Heißt dieß, du hast mich lieb?
Wo bleibt dein letzter Schwur?

Galathee.

Er bleibt, wo deiner blieb.

Montan.

Wo bleibt dein treues Herz?

Galathee.

Gar auf mein Herz zu pochen?
Nur sachte, mein Montan, dieß war zu viel gesprochen!

Montan.

Ach! meine Galathee, mein Herz, mein liebstes Kind!

Galathee.

Man höre nur einmal, was dieß für Reden sind!
Ich bin ja Phyllis nicht. Du redst vielleicht im Schlafe.

Montan.

Wer nichts verbrochen hat, den schmerzt dergleichen Strafe.
So hilft kein gutes Wort?

Galathee.

Nein, dießmal bin ich taub.

Montan.

So treffe denn das Gift, Vieh, Fluren, Bäum und Laub,
Wofern ich untreu bin. Pan wird den Schwur erhören.

Galathee.

Ich hör es schon, Montan; du kannst vortreflich schwören.

Montan.

Hat Phyllis mich gerührt, so soll mich itzt==

Galathee.

Halt ein!
Liebst du die Phyllis nicht: so will ich untreu seyn.

Montan.

Mit Phyllis quälst du mich? Dieß soll ich auch vertragen?

Galathee.

Geh, Falscher, geh nur hin, du kannsts ihr wieder sagen.

Montan.

Ich, meine Galathee, ich falsch? dieß ist betrübt.
Ich habe dich so treu, dich wie mein Blut geliebt,
Und nichts so sehr gewünscht, als stets um dich zu leben,

Und

Und einst in deinem Arm mein Leben aufzugeben.
Zwey Jahre sind vorbey, seit dem kein Tag vergieng,
An dem ich dich nicht sah, nicht sprach, und nicht umfieng.
Gern ließ ich alles stehn, vergaß mit Lust der Heerden,
Und ließ oft Tag aus Nacht, dir zu gefallen, werden.
Zween Stäbe hab ich dir mit eigner Hand geschnitzt,
Und auch ein Trinkgeschirr, auf dem ein Waldgott sitzt,
Dem ich, damit es dir in allem wohlgelinge,
Nun schon so manchen Bock gebückt zum Opfer bringe.
Der Becher quälte mich fast auf ein halbes Jahr;
Oft hast du meine Hand, die wund vom Schneiden war,
Mitleidig abgewischt, bedauert und verbunden.
O Zeit! wo bist du hin? Du bist zu schnell verschwunden!
O Kind, ich bitte dich, beym Göttern unsrer Flur,
Wer raubt mir deine Gunst? Wer ists? Gesteh es nur!
Denn dich mir treu zu sehn, will ich das Größte wagen.

Galathee.

O frage nur dein Herz, dieß wirds am besten sagen.

Montan.

Mein Herz, betrognes Kind, kennt keinen Unbestand.

Galathee.

So, so! wo hast du denn mein roth und blaues Band,
Das ich dir ehedem...

Montan.

Es ist um wenig Schritte:
So hol ich dir dieß Band; es liegt in meiner Hütte,
Gleich bey dem Nelkenstraus, den ich von dir empfieng,
Als ich das erstemal mit dir zum Tanze gieng.
Ich hol es, warte hier; es ist ja bald geschehen.

Galathee.

Mein Herz glaubt weiter nichts, als was die Augen sehen.

Sechster Auftritt.

Galathee. Myrtill.

Myrtill.

Da siehst du, Galathee, wie gut Montan es meynt:
Sein Liebstes schenkt er mir; dieß thut so leicht kein Freund.

Galathee.

Was hat er dir geschenkt? Die Wachtel?

Myrtill.

Rathe besser!

Galathee.

Was denn? Den Hänfling?

Myrtill.

Nein! Es ist noch etwas grösser.
Die Amsel, siehst du wohl?

Galathee.

Was gabst du ihm dafür?

Myrtill.

Nichts, als ein gutes Wort. Genug er gab sie mir.

Galathee.

Er hat sie ja von mir; wie kann er sie verschenken?
Wie? Thut er dieß vielleicht, um mich dadurch zu kränken?

Myrtill.

Was fragst du doch so schlumm? Weswegen wird ers thun?
Mir zur Gefälligkeit? mir was zu schenken.

Galathee.

Nun!
Dir zur Gefälligkeit? Gereicht mir dieß zur Ehre?
Ich habe schon genug!

Myrtill.

Ich dachte, was dir wäre.
Wer wird den Augenblick gleich voller Argwohn seyn?
Wenn mir die Amsel wird, so bleibt Montan doch dein.
Ich geh, und will den Hahn zur Sie im Bauer stecken;
Die Jungen bring ich dir, sobald die Alten hecken.

Gala-

Galathee.

Weis her!

Myrtill.

Nimm dich in Acht; sie fliegt dir sonst davon.

Galathee.

Ja, ja! sie ists, Myrtill; sie ists, ich seh es schon.
Das Thierchen ist recht fett.

Myrtill.

Du mußt sie nicht so drücken.
Ganz locker halte sie, sie möchte sonst ersticken.

Galathee.

(Sie giebt ihm die Amsel wieder.)

Die Amsel ist erstickt; und dieß hab ich gewollt.
Ihr Schäfer wißt kaum mehr, wie ihr uns quälen sollt.
Was denkt ihr denn von uns? Ach lernt euch doch besinnen;
Denn wenn ihr Schäfer seyd, so sind wir Schäferinnen.
Nun soll sie dein, Myrtill; vergiß die Jungen nicht:
Ein Schäfer hält es stets, was er einmal verspricht.

Myrtill.

Ach ehrlicher Montan, du bist um viel gekommen!
Verstohlen hab ich ihm die Amsel weggenommen.
Wie thöricht war ich doch, daß ich sie nicht verbarg!
Wer hätte das geglaubt? Du bist auch gar zu arg.
Ich weis mir keinen Rath, zeitlebens wird michs reuen;
Der Schade ist zu groß, er kann mirs nicht verzeihen.

Galathee.

Du nahmst sie heimlich weg?

Myrtill.

Ja freylich, heute früh.
Und da mich Doris sah: so = =

Galathee.

Nun, was sagte sie?

Myrtill.

Sie hat mich angestellt, dich also zu betrügen.

Galathee.

Gut, merke dirs, Myrtill! dieß ist die Frucht vom Lügen.

Myrtill.

So gar empfindlich seyn, das steht doch auch nicht schön!
Wer andre necken kann, muß wieder Scherz verstehn.

Galathee.

Dieß geb ich alles zu. Wer heißt dich solche Sachen?
Es kann nicht anders seyn, du mußt mich böse machen.
Ich war schon aufgebracht: drum glaubt ichs vom Montan.
Es reut mich. Sage mir, wo treff ich Doris an?

Myrtill.

Sie wird bey Phyllis seyn.

Galathee.

Bey Phyllis? bey der Stolzen?
So! jene spitzt sie zu, und die verschießt die Bolzen.

Siebenter Auftritt.

Montan. Myrtill.

Montan.

Glück zu! Myrtill, Glück zu! Wie kömmts, so ganz allein?
Wo ist denn Galathee?

Myrtill.

Sie wird bey Phyllis seyn.
Ich soll, bis daß sie kömmt, bey ihrer Heerde warten.

Montan.

Ist Phyllis weit von hier?

Myrtill.

Nicht weit, sie ist im Garten.

Montan.

Ach vorhin wünscht ich dich! Es war ein rechter Zank;
Da sollt ich mit Gewalt, und wider allen Dank,
Mein Band, das Galathee, als wir den Maytanz gaben,
Mir um den Arm geknüpft, so gar verschenket haben.
Es war ihr ganzer Ernst.

Myr-

Myrtill.

Wer hätte das gemeynt?

Montan.

Allein ==

Myrtill.

Ein Wort, Montan! Ich bitte dich, mein Freund,
Bey allem, was du liebst ===

Montan.

Was willst du? mit Vergnügen,
Wenn ich dir helfen kann, so sollst du alles kriegen,
Nur meine Amsel nicht, um die du letztens ==

Myrtill.

Nein!
Nein, ich verlange nichts; du sollst mir nur verzeihn.

Montan.

Myrtill, sey doch kein Kind; was soll ich dir vergeben?
Du hast mir nichts gethan.

Myrtill.

Versprich bey deinem Leben,
Daß du nicht böse wirst! Ich habe was gethan,
Das dir dein Lebelang kaum schlimmer träumen kann.
Ach deine Galathee ===

Montan.

Nun werd ichs bald errathen:
Du hast vielleicht gethan, was ich und sie nur thaten?
Geküßt? Drum wird sie auch davon gelaufen seyn.
War dieß ein Scherz, Myrtill? Und soll ich ihn verzeihn?

Myrtill.

Nein, dieß ists nicht, Montan.

Montan.

So möcht ichs gerne wissen,
Was du für Räthsel hast.

Myrtill.

Ach laß dichs nicht verdriessen:
Ich that es nicht allein; auch Doris ist mit schuld,
Und deine Galathee.

Montan.

Bald bricht mir die Geduld.
So sags doch nur einmal; ich will nicht böse werden.

Myrtill.

Ich selber würde mich recht ungestüm geberden,
Wenn mirs begegnet wär. Bedenke, heute früh
Nehm ich die Amsel weg, und Doris siehet sie,
Drauf spricht sie: nimm sie mit, und sprich zu Galatheen,
Montan hat mich beschenkt.

Montan.

Mich so zu hintergehen!

Myrtill.

O! dieß ist nicht genug.

Montan.

Was ist denn noch dabey?

Myrtill.

Laß sehn, spricht Galathee, obs auch die meine sey?
Sie nimmt die Amsel weg.

Montan.

Und giebt sie dir nicht wieder?

Myrtill.

Ach nein, sie streichelt sie, geht einmal auf und nieder;
Ich seh mich um, sie spricht, das Thierchen ist recht feist,
Darauf ===

Montan.

Ich merk es schon, ich weis, der Vogel beißt.

Myrtill.

Ach nein, sie drückt ihn todt.

Montan.

Gern, oder wider Willen?

Myrtill.

Geh, sprach sie, armes Thier, geh, du gehörst Myrtillen.
Ich gab nicht Acht darauf, und möchte fast vergehn.
Ach ehrlicher Montan!

Montan.

Nun, dieß muß ich gestehn;

Die

Die Nachricht thut mir weh.

Myrtill.

Sie geht mir auch zu Herzen.

Montan.

Dieß heiß ich, gar zu sehr auf meine Kosten scherzen.

Myrtill.

Ich sah es nicht voraus; sonst wär es nicht geschehn.

Montan.

Wer Freunde necken will, muß auf die Sache sehn.

Myrtill.

Nun sey nur wieder gut. Ich habe Tauben fliegen;
So schön du sie verlangst, du sollst die besten kriegen.
Ich schenke dir zwey Paar mit Kronen auf dem Kopf,
Am Bauche weiß, und blau an Flügeln, Schwanz und Kropf.

Montan.

Behalte, was du hast; die Amsel ist verlohren.
Ich bin zum Aergerniß und zum Verlust gebohren.

Myrtill.

Damit du wirklich siehst, daß mich die Sache kränkt;
So sey der Bienenstock zur Hälfte dir geschenkt,
Für den mein Vater einst sechs Lämmer ausgeschlagen.
Ja, lebte Damon noch, er könnts nicht anders sagen.

Montan.

Ich bin so geizig nicht, und sagte gern nichts mehr,
Wenn meine Galathee nur wieder freundlich wär.
Sie hat mich in Verdacht, und läßt sich nicht bedeuten:
Ich habe ja das Band; was will sie länger streiten?

Myrtill.

Sie wird es auch nicht thun. Verlasse dich auf mich;
Sie liebt dich gar zu sehr, und darum zankt sie sich.
Komm nur, wir suchen sie.

Montan.

Wir mußten auch so zaudern,
Sieh! Dort kömmt Daphne her; nun wird sie mit uns plaudern.

Achter Auftritt.

Montan. Myrtill. Daphne.

Daphne.

Ihr Kinder, treibt das Vieh doch besser in den Klee.
Doch hier ist kein Damöt, und keine Galathee;
Wo sind sie?

Myrtill.

Gar nicht weit. Wir bleiben bey den Schaafen.

Daphne.

Damöt macht mirs zu bunt. Der faule Schelm wird schlafen.
Ich war vor kurzem da, und traf ihn auch nicht an.

Myrtill.

Ach nein, er ist nicht weit, und das weis auch Montan.

Montan.

Er ist dort an dem Fluß, und putzt und hackt die Weyden.

Daphne.

Dieß gienge schon noch an; allein ich kanns nicht leiden,
Daß er die Heerde läßt, und stets was anders thut.

Montan.

O schmähle nicht auf ihn; Damöt ist warlich gut;
Er übertrift uns stets an Fleiß und an Geschicke.

Daphne.

Ja, red ihm nur das Wort.

Montan.

So oft ich ihn erblicke:
So wird er fleißig seyn. Bald flicht er Bast und Stroh;
Bald pflanzt er einen Baum; bald rückt er diesen so,
Damit er Sonne kriegt; bald schneidet er die Reben,
Und bald umpfählt er sie; bald zieht er kleine Gräben,
Und führt die Quellen ab, daß nicht das Gras ersäuft,
Und greift in allem zu, was in den Feldbau läuft.

Daphne.

Er ist nicht ungeschickt, ich muß es selber sprechen;
Es geht ihm von der Hand. Letzt braucht ich einen Rechen:
So gleich läuft mein Damöt, und schnitzt ihn ganz geschwind,
Daß oben Zinken stehn, und unten Zinken sind.
Jüngst bracht er einen Stab geschnitzt auf beiden Seiten.
Damöt, so fang ich an, wen soll denn das bedeuten?
Stellts deine Schwester vor? Nein, spricht er lächelnd, nein!
Dieß hier bin ich, und dieß soll meine Chloris seyn.
Ich macht ihn ziemlich aus, doch war mirs nicht ums Herze;
Wenn Mütter strenge sind: so sind sies oft im Scherze.
Er sey ihr immer gut; und wenn er mit ihr spricht:
So ists ihm unverwehrt. Nur lieben soll er nicht.

Montan.

Damöt ist nicht verliebt.

Daphne.

Dieß hab ich auch erfahren.

Montan.

Doch günstig war er ihr, seit seinen ersten Jahren.

Myrtill.

Ist das ein Unterschied, verliebt und günstig seyn?

Montan.

Ja. Bist du recht verliebt: so bleibst du nicht mehr dein.
Du wünschest, sinnst und denkst, und träumst bey hellem Tage,
Bist andern eine Last, und dir die größte Plage,
Zur Arbeit träg und faul, bey guten Freunden stumm,
Und siehst dich, wenn du siehst, nur nach der Liebsten um.
Der erste finstre Blick schlägt deinen Muth darnieder;
Dann kömmt ein holder Blick, und der belebt dich wieder.
Du bist Myrtill zugleich, und bist auch nicht Myrtill.
Kurzum; du lachst und weinst, so wie die Schöne will.

Daphne.

Ey, ey, Montan, Montan! Du magst die Liebe kennen!

Montan.

Ich kenne sie, doch nur vom Hören und vom Nennen.

Myrtill.

Was ist denn, günstig seyn?

Montan.

O, günstig seyn ist schlecht;
Man ist einander gut, und es ist doch nicht recht.
Man sieht einander gern, und wünscht sich oft zu sehen:
Doch gehts nicht immer an; so läßt mans auch geschehen.

Myrtill.

Wenn du und Galathee nun bey einander seyd,
Was ists? Verliebt seyn?

Montan.

Nein. Nur blosse Zärtlichkeit.

Daphne.

Recht! dieses kann ich auch von meiner Tochter glauben.
Das Zärtlich seyn ist gut; dieß will ich euch erlauben.

Myrtill.

Bey mir ist Zärtlichkeit das, was man Liebe nennt.

Daphne.

Ihr Schäfer, wißt ihr wohl, wie ihr euch helfen könnt?
Sprecht lieber, günstig seyn, sprecht, Freundschaft und dergleichen.
Genug. Ich muß nun gehn; die Zeit wird mir verstreichen.

Neunter Auftritt.

Montan. Myrtill. Galathee. Doris.

Montan.

Myrtill, da kommen sie! Ich weis nicht, wie mir wird.

Galathee.

Ach ehrlicher Montan, ich habe mich geirrt!
Es war ein andres Band. Die besten Augen trügen;
Vergib mir ein Versehn.

Montan.

Ich thu es mit Vergnügen.

Gala-

Galathee
Mein Fehler, wie du weißt, ist Hitz und Eifersucht.
Montan.
Den Fehler duld ich gern; er ist der Liebe Frucht.
Ich weis, du thusts nicht mehr, und wirst dich besser fassen.
Galathee.
Ich hab es oft versucht, und kann es doch nicht lassen.
Myrtill.
Ja, für die Eifersucht hilft nichts in unsrer Flur.
Euch Schäferinnen, euch, euch quält sie von Natur.
Von aussen haßt ihr sie, und liebt sie doch im Herzen,
Und würdet ihr sie los, ich glaub, ihr stürbt vor Schmerzen.
Doris.
Myrtill, laß deinen Spott! Denn weißt du = =
Myrtill.
Was denn, Kind,
Daß stille Wasser gern am allertiefsten sind?
Genug ihr seyd = =
Doris.
Und was?
Myrtill.
Halb Eifersucht, halb Liebe.
Doris.
Ich wollte, daß dir auch nicht eine günstig bliebe!
Dir, der die Amsel nimmt!
Galathee.
Ach weißt du denn, Montan,
Was ich und was Myrtill = = = Du siehst mich sauer an?
Montan.
Nein, Kind, ich zürne nicht. Myrtill hat Scherzen wollen;
Der Schlaue hätts nicht thun, und dus nicht glauben sollen.
Drum traue nicht so leicht. Ich weis, du kennest mich;
Ein Herz, das redlich liebt, bleibt unveränderlich.
Du und Myrtill seyd schuld, du Doris auch nicht minder;
Doch laßts geschehen seyn, ihr bleibt noch gute Kinder.
Und siehst du, Galathee, hier ist das böse Band.

Galathee.

Montan, ich schäme mich. o thu es aus der Hand!
Ich sprach mit Phyllis itzt; mein Band hat ihr gefallen,
Sie hat eins nachgemacht, und dieß ist schuld an allen.
Drum sey nur wieder gut; ich bin Zeitlebens dein,
Mein Herz und dieser Kuß, die sollen Zeuge seyn.

Myrtill.

Wie, lose Galathee? Einander gar zu küssen?

Galathee.

Es ist ja mein Montan: wie kann dich das verdriessen?

Myrtill.

Doch Kinder, wißt ihr was; treibt fein bey Zeiten ein.
Wir wollen auf den Streit auch heute lustig seyn;
Wir essen eine Milch; dann wollen wir im Kühlen = =

Montan.

Ja nun, was wollen wir?

Myrtill.

Einmal um Pfänder spielen.

Montan.

Ich schliesse mich nicht aus.

Doris.

Mir gilt es einerley.

Galathee.

Wenn mein Montan mit spielt; so bin ich auch dabey.

Myrtill.

Kannst du das Spiel, Montan? Man fragt:
Was macht die Liebe?

Montan.

Sie zankt sich, weil sie sonst nicht neu und süsse bliebe.

Myrtill.

Was macht sie, Galathee.

Galathee.

Dieß weis mein Band so gar;
Verdacht, wo keiner ist.

Myrtill.

Und dieses Band redt wahr!

Beur=

Beurtheilungen
einiger Fabeln aus den Belustigungen.

Damit diejenigen Leser, die meine Fabeln in den Belustigungen immer noch für gut halten, prüfen können, ob ich Recht habe, wenn ich nicht ihrer Meynung bin: so will ich drey derselben, die noch gar nicht die schlechtesten sind, wählen, und sie beurtheilen. Ich hoffe, zu gleicher Zeit Anfängern in der Poesie einen Dienst zu thun, und sie an meinem Exempel zu lehren, wie sie ihre eignen, oder ihrer Freunde Versuche beurtheilen, und sich nicht so fort mit den Gedanken schmeicheln sollen, daß sie für die Welt schreiben können, weil sie schreiben können.

Die erste Fabel, die ich wählen will, um die Fehler, die darinne begangen sind, um das Müßige, Undeutliche, Weitläuftige, und Gereimte zu zeigen, soll die Lerche seyn, weil ich dieses Stück, zu der Zeit da ich es verfertiget, mit einer besondern Autoritebe betrachtet habe.

Die Lerche.

1.

Bey manches Morgens hellem Schimmer
Sang Damons Lerche froh bemüht,
Mit Schmettern durch das ganze Zimmer
Dem lieben Wirth ein Morgenlied,
Und ruhte nicht, bis daß ihr Klang
Das ganze Haus erfüllt durchdrang.

2.

Einst lehnt ihr Damon zum Vergnügen
Das Thürchen nicht beym Füttern an,
So, daß sie aus dem Bauer fliegen
Und in der Stube flattern kann.

Sie

Sie fliegt, und sang sie vormals sehr,
So sang sie itzt noch dreymal mehr.

3.

Auch Vögeln ist die Freyheit lieber,
Als Kerker, welche Gold umzieht.
Sie sitzt so, daß sie gegenüber
In Damons grossen Spiegel sieht.
Sie sieht sich selbst, und meynt dabey,
Daß dieses Bild die Schwester sey.

4.

Sie stutzt und regt die kleinen Schwingen.
Bald will sie fort, bald bleibt sie hier;
Dann fängt sie schmetternd an zu singen.
Drauf öfnet Damon bald die Thür.
Da dringt der Schall im Augenblick
Aus dem gewölbten Saal zurück.

5.

Sie läßt sich zwo Minuten stören;
Die Ehrsucht martert ihren Geist.
Sie meynt die Schwester selbst zu hören,
Die ihr der falsche Spiegel weist.
Drauf läßt sie sich mit sich allein
Betrogen in den Wettstreit ein.

6.

Sie singt aus ehrsuchtsvollem Grimme;
Sie zieht, sie trillert, mengt und paart
Der hellen Kehle starke Stimme
Auf hundert und auf tausend Art.
Umsonst ist ihre ganze Müh;
Stets singt das Echo so, wie sie.

7.

Noch läßt sie sich nicht Kraftlos finden.
Sie singt, und will zu ihrer Pein
Eh sterben, als nicht überwinden,
Eh singen, als am Leben seyn.

Sie singt; allein zu ihrer Schmach:
Das Echo wacht, und thut es nach.

8.

Drauf schießt sie bey dem letzten Zuge,
Die so bethörte Sängerinn,
Mit aufgebrachtem schnellen Fluge
Nach der verhaßten Freundinn hin,
Und stößt sich in der Raserey
Am Spiegel Kopf und Hirn entzwey.

9.

Hier trägt sie Damon aus der Stube.
O! spricht er, da er nachgedacht,
O! kämen die in eine Grube,
Die Ehr und Schatten umgebracht:
So würdest du wohl manchem Held,
Und manchem Weisen beygesellt.

Zuerst will ich die Handlung ausziehen. Eine Lerche singt oft ihrem lieben Wirthe, dem Damon, früh ihr Morgenlied. Einst macht er ihr bey dem Füttern aus Gefälligkeit den Bauer nicht wieder zu, damit sie herausfliegen kann; und nun singt sie noch stärker, setzt sich gegen den Spiegel über, und sieht ihr eigenes Bild für einen Nebenbuhler an. Sie singt. Damon öfnet darauf die Thüre, und das Echo dringt aus dem gewölbten Saale in die Stube. Die Lerche glaubt also ihren Nebenbuhler im Spiegel zu hören, und läßt sich mit ihm in einen Wettstreit ein, bis sie endlich, da sie ihn nicht überwinden kann, in der Hitze nach dem Spiegel fliegt, und sich den Kopf zerstößt.

Die Moral. Wenn alle diejenigen, die der Ehrgeiz und ein Schatten umgebracht, sagt Damon, in eine Grube kämen, so müßtest du bey manchem Helden und Weisen liegen.

Die Handlung an und für sich betrachtet, scheint das Anziehende zu haben, in so weit sie selten, unerwartet, und doch wahrschein-

scheinlich, und endlich ein sinnliches Bild des menschlichen Ehrgeizes ist: Betrachtet mit der Moral, scheint sie gewisse Züge, oder Theile zu haben, davon man die Deutung nicht wohl einsehen kann. Die Lerche sieht sich selbst im Spiegel, und hält sich für eine fremde Lerche. Recht gut. Sie hört das Echo ihrer Stimme, und hält es für die Stimme ihres Nebenbuhlers. Auch gut. Die Lerche kann beides in der Fabel thun, weil sie es ausser der Fabel zu thun scheint. Ich setze nunmehr einen ehrgeizigen Menschen an die Stelle der Lerche. Er sey ein Autor, ein Held, ein Staatsmann. Er glaubt, durch die Einbildung betrogen, daß er Nebenbuhler habe; diese zu übertreffen, strengt er seinen Ehrgeiz so lange an, bis er darunter erliegt. Ist alles richtig in dieser Vergleichung? Glaubt der Ehrgeizige nur Nebenbuhler zu haben, oder hat er sie nicht wirklich? Er hat sie; und wie der Thor immer noch einen grössern Thoren findet, der seinen Werth bewundert: so findet der Ehrsüchtige immer einen noch Ehrsüchtigern, der mit kleinern oder grössern Kräften ihn zu übertreffen sucht. Also harmonirt die Fabel nicht genug mit der Moral; oder sie scheint ein Körper zu seyn, der seiner Seele, der Moral, nicht genug angemessen ist. Was ist das Echo, das die Lerche für ihre eigne Stimme hält, in Ansehung des Ehrgeizigen? Das weis ich itzt eben so wenig, als ich es damals mag gewußt haben, da ich die Fabel entworfen. Wir wollen nunmehr die Stellungen der Handlung, oder die einzelnen Theile betrachten, aus denen sie zusammen gesetzt ist. Ist alles, was vorgeht, so beschaffen, daß der Erfolg ohne dasselbe nicht wohl hätte geschehen können, oder daß die Erdichtung weniger anziehend geworden wäre? Es ist offenbar, daß theils müßige Theile vorhanden, theils die nothwendigen mit Zierrathen beschweret sind, welche sie nicht heben, sondern nur belästigen.

Warum muß die Lerche erst im Bauer seyn? Warum muß ihr Damon zum Vergnügen die Thüre offen lassen? Das erste deswegen, damit sie Damon herauslassen kann;

und

und das andre deswegen, damit sie in dem Zimmer frey sitzen, und sich im Spiegel sehen kann. War das nöthig in Ansehung des Erfolgs? Nein, sie durfte nur gleich frey im Zimmer seyn, und dem Spiegel gegenüber sitzen. Dieses ist also der Punct, wo die Handlung hätte anfangen sollen, damit sie die Kürze, die nöthige Tugend der Erzählung, erhielte. Folglich sind bey nahe die drey ersten Strophen müßig. Die andern Theile sind zwar nothwendig, aber mit verschiednen kleinen Umständen beladen, welche das Stück nur erweitern, ohne es zu verschönern. Hieher gehört insbesondere die siebente Strophe.

Aus diesen Critiken lassen sich die übrigen **von der Art zu erzählen** größten Theils schliessen. Sie ist weitschweifig, und eben deswegen matt. Sie will sich durch eingeschaltete Beschreibungen beleben; aber diese Beschreibungen sind zu leer, und ermüden. Sie enthalten nichts, als das ewige Gesinge der Lerche, das eben nicht schön beschrieben ist.

In der Schreibart selbst fehlt das Leichte, Freywillige und Muntre. Braucht man noch zu fragen, warum die Fabel nichts taugt, wenn auch ihr Inhalt noch so gut wäre? Ist es nicht Fehler genug, ängstlich, und gezwungen zu erzählen? Sie ist, wie viele andre aus den Belustigungen, in dem Versmaasse der Ode erzählet. Ich will gern zugeben, daß diese Versart zuweilen von dem Inhalte, zumal an einem ernsthaften, oder dem man das Ansehen des Ernstes geben will, verlanget werden kann; und wir haben gute Exempel von dieser Art. Allein in den meisten Fällen verträgt sich der Zwang der Strophen, der sich immer gleichen Zeilen, der bestimmten Ruhepuncte in den Strophen, nicht mit den Tugenden der Erzählung. Man darf, um sich davon zu überzeugen, nur einen Versuch mit einer guten Fabel, die in freyen Versen erzählet ist, machen, und sie in das Versmaaß der Ode übertragen; wie bald wird man sehen, daß die besten Stellen verloren gehen, daß dieser Gedanke in einer längern Zeile gesagt seyn will, daß er oft, wenn er nur ein Wort verliert, nicht mehr so natürlich,

oder scherzhaft klingt; daß selbst die Länge und Kürze der Zeilen bald den Nachdruck, bald die Anmuth im Erzählen befördert! Und wo ist in der Strophe der Platz zu den Nebenbetrachtungen, zu einer kleinen, im Vorbeygehen angebrachten Spötterey, zu gewissen Wiederholungen und andern kleinen Schönheiten der Erzählung?

Ich will den Beweis von den Fehlern der Schreibart nunmehr im Kleinen geben.

Erste Strophe. **Bey manches Morgens**; sehr hart und rauh. **Hellem Schimmer**; hell, ein überflüßiges Beywort. „Die Lerche sang bey manches Morgens hellem Schimmer froh bemüht dem lieben Wirth ein Morgenlied.„ Was heißt **froh bemüht**? Mit einer Mühe, die ihr zum Vergnügen ward? Es ist gezwungen, undeutlich, und dem Reime zum Besten gesagt. Eben dieses gilt auch von dem **Schimmer** des Morgens, der seine Existenz hier dem **Zimmer** zu danken hat. Das **Morgenlied** scheint mir hier auch nicht schön zu seyn, ob es gleich gewiß ist, daß die Lerchen des Morgens am stärksten singen; man denkt dabey an das Abendlied. „Und ruhte nicht, bis „daß ihr Klang das ganze Haus erfüllt durchdrang.„ **Klang**; unnatürlich. Es sollte Gesang heissen. Was bedeutet hier **erfüllt**? Heißt es der Klang, der das ganze Haus erfüllt hatte, oder mit dem das ganze Haus war erfüllt worden? Setzt man das Participium in dem einen oder in dem andern Falle, nach dem Sprachgebrauche, so wie es hier steht? Niemals. Also ist es undeutlich, oder wider die Grammatik; und sollte **erfüllend** heissen, wenn ja ein Participium gebraucht werden mußte. Und wenn es beides nicht wäre: so ist es doch überflüßig, weil in dem Worte **durchdringen** das **Erfüllen** schon enthalten ist.

Zweyte Strophe. „Einst lehnt ihr Damon zum „Vergnügen das Thürchen nicht beym Füttern an.„ **Anlehnen** ist nicht der rechte Ausdruck, oder es sollte heissen: er lehnte es nicht **wieder an**, besser; er ließ die Thüre offen. Aber so hätte der folgende Reim, **kann**, nicht bestehen

hen können. „So, daß sie aus dem Bauer fliegen und in „der Stube flattern kann.„ Das, so, daß, ist sehr demonstriret, ist zu gezwungen, oder doch prosaisch. Wenn sie aus dem Bauer fliegt, so weis ich schon, daß sie in der Stube flattern kann; und wenn sie das Letzte thut, muß das Erste geschehen seyn. Ein Umstand ist überflüßig. In der Stube flattern, sagt man auch nicht, sondern lieber herumflattern. Flattern soll hier ein lachender Ausdruck seyn, thut aber keine gute Würkung. „Und sang sie vormals sehr: so „singt sie jetzt noch dreymal mehr.„ Mehr, harmonirt mit dem sehr nicht, sondern mit dem Reime. Es sollte heissen: noch dreymal stärker. Die ganze Strophe ist prosaisch und gedehnt.

Dritte Strophe. „Auch Vögeln ist die Freyheit lie„ber als Kerker, welche Gold umzieht.„ Diese Sentenz steht nicht an ihrem Orte. Kerker paßt zur Freyheit nicht gut. Es sollte Sklaverey heissen. Sie sitzt so, daß; prosaisch. Damons grosser Spiegel. Wozu Damons? Kann der Spiegel jemanden anders gehören? Es wäre besser, der Spiegel hätte gar kein Beywort. „Sie sieht sich „selbst und meynt dabey, daß dieses Bild die Schwester sey.„ Meynt dabey; gezwungen und gereimt. Dieses Bild: was für ein Bild? Es ist ja noch keines da gewesen, auf welches dieses gehen könnte. Also ihr eignes Bild, oder das sie itzt sieht. Die Schwester. Warum Schwester? War es eine Sie? und war die singende Lerche auch eine Sie? Ueberhaupt ist der Familienname Schwester hier nichts artiges, denke ich.

Vierte Strophe. „Sie stutzt und regt, vermuthlich „bewegt, die kleinen Schwingen.„ Klein, ist hier ein sehr überflüßiges Beywort. Bald will sie fort; Wohin? Bald bleibt sie hier. Es sollte wohl heissen: Bald will sie auffliegen, bald hält sie sich wieder zurück. Darauf öffnet Damon bald; bald ist geflickt. Die Thür, statt der Thüre, da die folgende Zeile sich mit keinem Vocale anfängt, wie hart! „Da dringt der Schall im Augenblick aus dem

gewölbten Saal zurück.„ **Da**, ist hier prosaisch. **Im Augenblick**, scheint gereimt zu seyn. **Aus dem gewölbten Saal**; Ist dieser Saal ein Vorsaal? Vermuthlich. Und warum öffnet Damon die Thüre zum Saale? Die Lerche hätte ja davon fliegen können?

Fünfte Strophe. „Sie läßt sich **zwo Minuten** „stören.„ Aber warum nicht mehr, nicht weniger Minuten? Ist zu arithmetisch bestimmt. „Die Ehrsucht martert ihren „Geist.„ Der **Geist** der Lerche, vielleicht auch das **Martern**, ist sehr poetisch und gezwungen. „Sie meynt die „Schwester selbst zu hören.„ **Die Schwester**; weg damit! **Selbst** ist überflüßig und nur des Versmaasses wegen da. „Die ihr der falsche Spiegel weißt.„ Der **falsche** Spiegel, weil er die Einbildung der Lerche betrog, kann poetisch richtig seyn; allein ein falscher Spiegel heißt auch so viel, als ein Spiegel, der den Gegenstand nicht getreu darstellt. „Drauf läßt sie sich mit sich allein betrogen „in den Wettstreit ein.„ **Drauf** ist kurz vorher da gewesen. **Betrogen**; dieses Participium steht hier an keinem guten Orte, und verursacht eine Dunkelheit. **In den Wettstreit**; nicht **den**, **sondern einen**; ist wider die Sprache.

Sechste Strophe. „Sie singt aus ehrsüchtsvollem „Grimme.„ Grimm scheint zu viel für das Singen einer Lerche zu seyn. Vor Grimme nach dem Spiegel fliegen, dieses würde man eher sagen. „Sie zieht, sie trillert, „mengt und paart der hellen Kehle starke Stimme, auf hun„dert und auf tausend Art.„ Diese drey Verse betrügen auf dem ersten Anblick, und scheinen harmonisch zu seyn. **Sie zieht und trillert**; gehen diese Worte auch auf die Stimme? Sie zieht und trillert die Stimme; das kann wohl nicht seyn. Aber sie stehen doch so, und also sind es ambigue dicta. **Sie mengt die Stimme der Kehle und paart sie.** Wie kann ich eine Stimme mengen? Töne möchten wohl gemenget werden können; und doch wollen mir die gemengten und gepaarten Töne **auf hundert und tausend Art** gar nicht gefallen. Man sagt auf hunderttausend oder

tau

tausenderley Art im gemeinen Leben; und wenn dieses richtig ist, so ist es doch ganz prosaisch. Der Poet muß sich von der Prosa zu entfernen wissen, auch da, wenn er den niedrigsten Styl redet.

Le Stile le moins noble a pourtant sa noblesse.

Siebente Strophe. Noch läßt sie sich nicht kraftlos finden; ist gezwungen gesagt. Es soll heissen: dennoch fährt sie herzhaft fort. **Sie singt und will zu ihrer Pein eh sterben, als nicht überwinden, eh siegen, als am Leben seyn.** Sehr heroisch von der Lerche. Aber worauf geht das **zu ihrer Pein**? Auf das Sterben? Sie will also zu ihrer Pein sterben? Sehr fremd geredt. Dem einzelnen Worte, **singen**, sollte nicht die Redensart entgegen gesetzt stehen, **am Leben seyn**, sondern **leben**. Es ist natürlicher und verhältnißmäßiger. Wer sieht nicht, daß die Reime **Pein** und **seyn** wider das Natürliche dieser Stelle sich empört haben? Aber der Reim ist der Sklav, und der Poet der Herr.

La Rime est une esclave, & ne doit qu'obéir.

„Sie singt; allein zu ihrer Schmach.„ **Schmach** ist nicht das richtige Wort; Schande, Verdruß, Schimpf, oder so etwas. „Das Echo wacht;„ **wacht** ist unnatürlich. „Und thut es nach;„ **thut**, ist platt; warum nicht, spricht, singt u. d. gl.?

Achte Strophe. Drauf schießt sie bey dem letzten Zu„ge, die so bethörte Sängerin, mit aufgebrachtem schnellen „Fluge, nach der verhaßten Freundinn hin.„ **Drauf**, schon wieder! **Bey dem letzten Zuge**; was ist das für ein Zug? der Zug des Athems; oder steht Zug statt Ton? Und was heißt der **letzte** Zug? Soll es heissen: indem sie den letzten Ton singt, schießt sie nach dem Spiegel? Wer wird so erzählen? **Die bethörte Sängerinn**; **bethört** ist kein gewähltes Wort. Mit schnellem Fluge kann man sagen, aber wohl nicht ohne Gewaltsamkeit **mit aufgebrachtem** schnellen Fluge. Die **verhaßte Freundin**, ist langweilig, und wie das **hin** nicht nothwendig; und woher war

sie eine Freundinn von ihr? Sie sah sie itzt zum erstenmale. Das Oxymoron, verhaßte Freundinn, ist also hier ein Spielwerk. „Und stößt sich in der Raserey am Spiegel Kopf und Hirn entzwey.„ In der Raserey; wer wird dieß von der Lerche sagen? Sie ist ja kein Tieger. In der Hitze stößt sie sich also am Spiegel Kopf und Hirn entzwey. Erstlich Kopf; es muß nothwendig den Kopf heissen. Alsdenn Hirn für Gehirn ist unerträglich. Und warum muß sich die arme Lerche den Kopf, und auch das Gehirn entzwey stossen? Ich dächte, das erste wäre genug gewesen. Das Gehirn ist unnöthig, und erweckt einen ekelhaften Begrif. Endlich sagt man nicht, sich das Gehirn entzwey stossen.

Neunte Strophe. „Hier trägt sie Damon aus der „Stube. „Wozu wird das Leichenbegängniß erwähnt? Um auf die Grube einen Reim zu haben? Warum trug sie Damon aus der Stube? Warum warf er sie nicht zum Fenster hinaus? Müßiger Umstand! O, spricht er, da er nachgedacht. Er muß also erst nachdenken, ehe er seinen Sittenspruch findet? Wäre es nicht natürlicher, er fiele ihm gleich ein? O, kämen die in eine Grube. Das doppelte O! scheint mir zu wichtig für diesen Fall zu seyn. Aber wem sagt er diese Betrachtung? Sich selber, oder sind Leute um ihn? Sollte Damon so figürlich mit sich selbst reden? Das ist nicht wahrscheinlich. Genug er sagt: „O kämen die in eine Grube, die Ehr und Schatten um „gebracht, so würdest du wohl manchen Held und manchem „Weisen beygesellt.„ Was bedeutet Schatten? den eigentlichen Schatten in Ansehung der Lerche, und den figürlichen in Ansehung des Helden und Weisen; ist also zweydeutig. Manchem Held ist wider die Grammatik; manchem Helden. Beygesellt, lieber zugesellt; wie wohl auch dieses Wort noch nicht das bequemste ist. Die ganze Betrachtung ist zwar die Hauptmoral; aber durch eine gute Wendung wollte man sie doch nur im Vorbeygehen anbringen; und dafür sollte sie natürlicher und nicht so spitzfindig gesagt seyn.

Die

Dieses sind also die Fehler in Absicht auf die Kürze, die Deutlichkeit der Erzählung, und die nöthige Wahl der Sprache. Und wo sind denn nun die Eigenschaften der dritten Tugend der Erzählung, nämlich der Anmuth?

Ich hätte noch viel mehr sagen können, wenn ich strenger hätte critisiren wollen. Indessen wird dieses hinlänglich seyn, den Geschmack und die Beurtheilungskraft der Anfänger zu schärfen, und diejenigen Leser, welche meine Fabeln in den Belustigungen, immer noch für gut, und mich für eigensinnig gehalten haben, weil ich sie nicht habe heraus geben wollen, zu belehren, daß sie zu flüchtig, und darum zu günstig von diesen Arbeiten geurtheilet. Dieses gilt auch von den folgenden beiden Fabeln. Sie können mit ihren Anmerkungen ein Beweis seyn, daß ich sie aus Hochachtung für das Publicum und den Geschmack nicht habe sammeln wollen. Sie waren mir zu der Zeit, da ich sie schrieb, leicht zu vergeben; und es ist ein weit grösserer Fehler, daß ich sie damals habe drucken lassen, als daß ich sie nicht besser gemacht habe.

Der Schäfer und die Sirene.

Ein Schäfer aus der göldnen Zeit,
Ein Thyrsis im Arkaderlande,
Trieb öfters nach des Meeres Strande,
In ruhiger Gelassenheit.
Sein treuer Hund war sein Gehülfe,
Ein kirres Lamm war seine Lust,
Und ausser einem Rohr von Schilfe,
Ihm weiter kaum ein Glück bewußt.

Er kannte weder List noch Feind,
Und schlief vergnügt auf seiner Matte;
Er wünschte nichts, als was er hatte,
Und war sich selber Glück und Freund.

Ihn rührten keine Schäferinnen;
Gefiel ihm eine bey dem Spiel:
So konnte sie nichts mehr gewinnen,
Als daß sie ihm einmal gefiel.
Doch seiner Ruhe droht Gefahr!
Das Meer zeigt ihm die beste Schöne;
Er wird die nackende Sirene
Mit nie gefühlter Lust gewahr.
Er sieht, und will nicht stehen bleiben;
Er sieht, verliert den freyen Sinn,
Will abwärts mit der Heerde treiben,
Und treibt nur mehr ans Ufer hin.
Zwo blauer Augen Blick und Zug,
Die schmachtend voller Wollust brannten,
Sich nach dem Angriff zaghaft wandten,
Als hätten sie nicht Muth genug;
Halb stolze, halb verschämte Minen,
In denen Ernst, Gefahr und Lust
Einander zu begegnen schienen,
Durchdrangen unsers Schäfers Brust.
Vom runden Kinne bis zur Hand,
Von weissen Hüften bis zur Stirne,
Entzückt ihn diese Wasserdirne,
An der er tausend Anmuth fand.
Nie wird sie reizend gnug beschrieben;
Der beste Riß bleibt ein Versuch.
Kurz: Sie zu sehn und nicht zu lieben,
War, wie man sagt, ein Widerspruch.
Der gute Schäfer steht zerstreut,
Vergißt sich selbst und seine Heerden,
Und klagt mit ängstlichen Geberden
Der Schönen seine Zärtlichkeit.
Dich, rief das Kind, kann ich erhitzen?
Ich soll an deiner Seite ruhn?
Ja, Freund, du sollst mein Herz besitzen,
Erbitte mich nur vom Neptun.

Der Schäfer ruft zum Gott der See:
Ein Opfer von zwey feisten Ziegen
Soll dich, Neptun, sogleich vergnügen,
Wofern ich nicht vergebens fleh.
Dir, spricht Neptun, mein Kind zu geben?
O spare Seufzer, Wunsch und Harm!
Ich gebe dir und deinem Leben
Ein ewig Unglück in den Arm.

Der arme Thyrsis seufzt und weint,
Und klagt mit manchem bangen Schalle
Sein Leid dem nahen Wiederhalle,
Bis wiederum Neptun erscheint.
Gut, spricht Neptun, du gleichst den Knaben;
Dich blendet eine Scheingestalt.
Gut, gut, du sollst dein Unglück haben;
Denn du verlangst es mit Gewalt.

Die Nacht befördert Thyrsis Ruh,
Neptunus giebt ihm die Sirene.
Der Schäfer trägt die nasse Schöne
Entzückt nach seiner Hütte zu.
Er weis sein Glück kaum gnug zu schätzen,
Sein mattes Herz wird wieder frisch.
Der Tag erscheint. O, welch Entsetzen!
Sirene war halb Mensch, halb Fisch.

O Fabel! meynst du nicht die Welt,
Die früher liebt und eher brennet,
Als sie das Kind zur Hälfte kennet,
Das Aug und Wahn für göttlich hält?
Man liebt der Schönen Mund und Stirne,
Bis der verborgne Fisch uns schreckt,
Ihr eitles Herz, ihr leer Gehirne
Die Fehler unsrer Wahl entdeckt.

Auch diese Erzählung hat viel Müßiges, viel Mattes, und einen gewissen Firniß, der das Auge blendet. Ein Arkadischer Schäfer sieht eine Sirene auf der See, verliebt sich in

sie, hält bey dem Neptun um sie an, und bekömmt sie. Dieß sind die Hauptheile der Erzählung, welche die Deutlichkeit befiehlt, und die Kürze billiget. Diese Theile sollen nun ausgebildet und verschönert werden, damit sie, gleich als auf dem Gemälde gnug ins Auge fallen, iedes nach seinem Bedürfnisse, nach der Wahrscheinlichkeit; aber auch nach der Hauptabsicht. Der Schäfer, die erste Person der Handlung, was will man von ihm wissen? Wie ruhig und zufrieden er mit seinem Stande war? Nein, man will ein Zuschauer von der Begebenheit seyn, wie er die Sirene erblickte, und sich in sie verliebte. Wäre also die Beschreibung von seiner schäferischen Zufriedenheit auch noch so schön: so würde sie doch eben deswegen wieder nicht gut seyn, weil sie hier nicht nöthig war, von der Sache, die vorgieng, nicht befohlen wurde, und die Aufmerksamkeit zu lange auf sich zog.

Que jamais du sujet, le discours s'écartant,
N'aille chercher trop loin quelque mot éclatant*.

Die zweyte Hauptperson ist die Sirene. Waß will man von dieser wissen? Wie schön sie war? Ja; aber unter der Bedingung, daß die Beschreibung unsre Erwartung übertreffen, daß sie nicht alltäglich seyn, daß sie nicht durch ihre Länge einschläfern muß. Die eingeschaltete Beschreibung der Sirene ist nicht neu; sie ist lang und starr. Ihr Verhalten bey der Liebeserklärung des Schäfers ist das Merkwürdigste, was man wissen will, und worauf man, wenn man von so einer Handlung ein Zuschauer wäre, am meisten Acht haben würde. Dieses Verhalten würde sich durch ihre Minen und Geberden, durch ihre kleinen Listen, daß sie thäte, als merkte sie den Schäfer nicht, daß sie sich auf der See mit einer gewissen angenommenen Sorglosigkeit etwas zu thun machte, daß sie bald ihre Locken zurück schlüge, bald im Schwimmen ihrer Schönheit eine neue Anmuth gäbe, und endlich dadurch offenbaren, daß sie mit ihm so redte, daß

*) Boileau A. P. Ch. I. v. 180.

daß er hoffen und fürchten müßte, um ihn desto gewisser zu fesseln. Dieses Gemälde, weil es Handlung enthielte, würde einnehmender seyn, als die todte Beschreibung ihrer Augen, ihrer Stirne, ihrer weissen Schultern; würde aus der Materie selbst entsprossen seyn, und nichts als Wahl und Feinheit erfordern. Auf diese Weise hätten die beyden Hauptgegenstände der Erdichtung schön gezeigt werden können; und so hätte zugleich die Erzählung, anstatt der ernsthaften Mine, die ihr nicht läßt, die lachende und muntere, die sie verlangt, bekommen können. Der Theil der Handlung, da der Schäfer den Neptun bittet, und wieder bittet, ist in der Fabel mit kleinen Umständen beschweret, die nicht einnehmen. Man will wissen, ob der Schäfer die Sirene bekommen wird; aber man will es bald wissen. Wie es uns in der Natur als Zuschauern würde beschwerlich gewesen seyn, wenn der Schäfer und Neptun ein langes Gespräch mit einander gehalten, und unsrer Neugier Gewalt angethan hätten: so wird es auch in der Nachahmung beschwerlich. Und das heißt eben Geschmack, stets das Gehörige, das Beste zu wählen, nicht zu viel, nicht zu wenig, und doch das zu sagen, was das Vorzüglichste war. Ich will es zugeben, daß die Erzählung hin und wieder einige feine Züge hat. Aber wie wenig ist das, wenn die Hauptschönheit fehlt?

C'est peu qu'en un Ouvrage, où les fautes fourmillent,
Des traits d'esprit semés de tems en tems petillent.
Il faut que chaque chose y soit mise en son lieu;
Que le début, la fin, répondent au milieu;
Que d'un art délicat les piéces assorties.
N'y forment qu'un seul tout de diverses parties*.

Dieses gilt von jedem Werke des Geschmacks, und von der kleinen Fabel so wohl, als von der grössern; ja von der kleinen um desto mehr, ie geschwinder der Fehler an einem kleinen Werke in die Augen fällt. Der Fehler, daß der Schäfer nicht eher als am Morgen sieht, wer seine Sirene

*) Ebendas. v. 175.

war, will ich nicht tadeln, da er schon so lange von andern ist getadelt worden **.

Die Erzählung leidet mehr als eine Moral, nachdem sie gewendet wird. Man kann sagen: Eine Schöne, die vor der Hochzeit eine Göttin war, ist nach derselben oft ein schönes Ungeheuer. Man kann sagen: Wir treffen die Wahl bey unsrer Liebe sehr übereilt; wir sehen auf den äusserlichen Reiz, und untersuchen nicht, ob unter ihm nicht ein böses Herz verborgen liege. Man kann die Moral von einer andern Seite nehmen und sagen: Wenn uns die Götter stets unsre Wünsche gewährten, so gewährten sie uns nicht selten unser Unglück. Oder: unsre liebsten Wünsche sind oft die größten Thorheiten. Diejenige Deutung wird die beste seyn, die am natürlichsten aus der Erzählung fließt, und zugleich ihres innern Werthes wegen die andern übertrifft. Es ist wahr, der Liebhaber führt oft in seiner Braut, übereilt durch seine Wahl, betrogen durch die Augen und Einbildung, ein verkleidetes schönes Unthier nach Hause. Aber so wahr es seyn mag, so würde ich doch diese Bedeutung der Fabel nicht wählen; entweder weil es zu wahr ist, oder weil es eben so wahr ist, daß sich die Liebhaberinnen mit ihren Liebhabern oft nicht weniger betrügen. Es scheint mir also eine Art der Ungerechtigkeit in dieser Klage enthalten zu seyn. Die Deutung, daß nach der Hochzeit aus der angenehmen Braut bald eine kleine Furie wird, scheint mir mit der Erzählung nicht genau übereinzustimmen, wenn man dem Schäfer nicht ein förmliches Beylager andichten will. Es würde folglich nach meinem Geschmacke die letzte Moral die vorzüglichste seyn, nämlich daß unsre feurigsten Wünsche im Grunde oft Thorheiten sind.

Ich

**) Der Engländer Denis (S. *Select Fables* by Mr. Charles Denis. London 1754. auf der 203. S.) hat eben diesen Fehler begangen. Er sagt von dem Schäfer:

And now poss'st of all her charms,
He thinks himself the happiest man in life:
But oh! at morn he found within his arms
A monster for a wife.

Ich komme nunmehr zu den Anmerkungen über den Ausdruck und Ton der Erzählung. Sie ist wieder in dem Versmaaße der Ode abgefaßt, und um wohlklingende Strophen zu machen, habe ich das Freye und Natürliche im Erzählen vernachläßiget.

Erste Strophe. „Ein Schäfer aus der göldnen Zeit, „ein Thyrsis im Arkaderlande;„ die zweite Zeile ist müßig, und das **ein Thyrsis**, das dialogisch schön seyn soll, eben nicht schön. Würde man gern in Prosa erzählen: Ein Schäfer, ein Thyrsis in Arkadien, trieb öfters — Giebt es ausser Arkadien auch Thyrsis? Oder dichten wir unsre Schafer, wenn wir welche schaffen, nicht in dieses Land hinein, oder aus ihm heraus? Will man sagen: es kann ja wohl in Arkadien viele Thyrsis geben; nun so heißt ein Thyrsis, der Bedeutung nach, nichts mehr als ein Schäfer, und dieß steht in der ersten Zeile. **Im Arkaderlande**; nicht gut gesagt, so wie man nicht sagen würde, im **Sicilierlande**. Kurz, man erinnert sich bey dem Arkaderlande an das alte Lied: Der tapfre Fürst im Bayerlande. „In ruhiger Gelassenheit.„ Dieser Vers ist sehr nachgeschleppt; er sollte in den Gedanken hineingeschoben seyn, und also vor dem Meeresstrande stehen. **Gelassenheit** ist zu wenig; Zufriedenheit sollte das Wort seyn. Durch das Wort **ruhig** wächst die Idee der Gelassenheit, oder ihr Nachdruck nicht. Ueberhaupt ist Gelassenheit nicht das rechte Wort. „Sein treuer Hund war sein Gehülfe u. s. w.„ Diese vier Zeilen, und die nächstfolgenden viere aus der andern Strophe sind ein Zierrath, der nicht zur Sache gehört. Der Schäfer mochte das seyn und haben oder nicht, was in dieser Beschreibung steht: so konnte er sich doch allemal in die Sirene verlieben. Endlich setzt man voraus, daß ein arkadischer Schäfer ein zufriednes Geschöpf ist; man muß es daher nicht weitläuftig erweisen, sondern nur im Vorbeygehen erwähnen, wenn es nicht die Absicht der Materie besonders befiehlt. Es mag also diese Beschreibung, einzeln betrachtet, noch so gut seyn: so ist sie es hier doch deswegen

nicht,

nicht, weil sie nicht das Bedürfniß des Stücks, sondern des Poeten ist, der seine Geschicklichkeit im Beschreiben ohne Ruf hat wollen sehen lassen; das heißt Quintilian lasciuiam ingenii, wenn er den Ovid von dieser Seite her tadelt. Was überflüßig ist, ist allemal verwerflich, wenn es auch noch so schön wäre; und diese Beschreibung ist unstreitig überflüßig, und zu lang.

- - - Recideret omne quodvltra.
Perfectum traheretur - - -

sagt Horaz* vom Lucil, wenn er wieder aufstehn und seine Gedichte verbessern solte. Endlich verräth das **Rohr von Schilfe** den Reim zu sehr, „Er kannte weder List noch Feind.„ Das versteht sich. In Arkadien betrügt und verfolgt man sich nicht. „Er schlief vergnügt auf seiner Matte;„ ist wenig gesagt. „Er wünschte „nichts, als was er hatte.„ Diese Beschreibung würde genug zu dem Charakter des Schäfers gewesen seyn, wenn sie richtiger gesagt wäre. „Und war sich selber Glück und „Freund„ Was soll **Freund** hier heissen? Er liebte sich selbst am meisten? Nein, und also dieses: er brauchte und suchte keine Freunde. Das ist wider die Natur, und also auch wider die Natur der Schäfer. Thyrsis wäre ein Anachoret, und kein Schäfer gewesen, wenn dieser Umstand wahr seyn könnte.

Dritte Strophe. „Doch seiner Ruhe droht Gefahr! „Das Meer zeigt ihm die beste Schöne„ Das Beywort **beste** ist matt. „Er wird die nackende Sirene mit nie gefühlter „Lust gewahr.„ **Mit niegefühlter Lust**; worauf bezieht sich diese Lust? Ueberhaupt auf alle seine Lust, die er ie empfunden? Oder soll er sonst schon die Sirene gesehen, und nie so viel bey ihrem Anblicke empfunden haben? Es ist also zweydeutig; redarguet ambigue dicta. **Er verliert den**

*) L. I. Sat. 10. und Boileau A. P. Ch. I. v. 61.
Tout ce qu'on dit de trop est fade et rebutant:
L'esprit rassasié le rejette à l'instant.

den freyen Sinn, anstatt seine Freyheit, ist gezwungen und unrichtig.

Die vierte und fünfte Strophe enthalten wiederum eine gedehnte Beschreibung der Sirene. „Zwo blauer Au„gen Blick und Zug, die schmachtend voller Wollust brann„ten, sich nach dem Angriff zaghaft wandten, als hätten sie nicht Muth genug.„ Zwo blauer Augen; nicht zwo, sondern zwey. Sagt man: Doris hat zwey schöne blaue Augen? Kann sie derselben wohl mehr oder weniger haben? Ein paar blaue Augen, ja, das spricht man. Der Blick und Zug dieser blauen Augen durchdrangen die Brust des Schäfers. Was ist der Zug der Augen? Soll es das Anziehen heissen, so ist es erbärmlich gesagt. Und wie kann das Anziehen der Augen die Brust durchdringen? Ich mag wohl nicht viel dabey gedacht haben, sonst würde mehr Klarheit in dem Ausdrucke seyn.

Ce que l'on conçoit bien; s'énonce clairement,
Et les mots, pour le dire, aerivent aisément.*

Diese Augen brannten voller Wollust; gut. Sie brannten schmachtend voller Wollust. Geht schmachtend auf voller Wollust, oder bezieht es sich aufs Brennen? — „Sich „nach dem Angriff zaghaft wandten, als hätten sie nicht Muth genug.„ Erst sind die Augen Flammen, nun werden sie so gleich Streiter. „Halbstolze, halbverschämte Mi„nen, in denen Ernst, Gefahr und Lust einander zu begeg„nen schienen.„ Welches Gemälde der Minen! Halbstolz, halb verschämt, dieß läßt sich denken, und also auch malen. In diesen Minen ist über den Stolz und die Verschämtheit erstlich Ernst. Was heißt Ernst hier? Eine ernsthafte Mine? Diese ist schon im Stolze. Oder heißt Ernst, weil Gefahr darauf folgt, gar so viel als Muth? Oder ist es dem Scherze entgegen gesetzt, und heißt also: es war den Minen ein Ernst, den Schäfer zu rühren? Das weis ich nicht, und mag es auch nicht wissen. In diesen Minen begegnen

*) Ebendas. v. 153.

gegnen also erst der **Ernst**, und dann die **Gefahr**, und auch die **Lust** einander. Was ist **Lust**? Heißt es Freude, Vergnügen, Reiz, oder Wollust? Vermuthlich das letzte? Und wie begegnen denn nun diese personificirten Begriffe einander? **Brust**, anstatt Herz, ist sehr hoch bey dieser Gelegenheit, und **durchdringen** ist eben nicht schön. Ihre Blicke, ihre Minen durchdringen meine Brust. Hört man keinen Zwang bey diesem Ausdrucke? Diese **Wasserdirne**, ein garstiges Wort, des Reims wegen herbeygezogen, „entzückt ihn vom runden Kinne bis zur Hand, von weissen „Hüften bis zur Stirne.„ Nicht viel Idee, und sehr viel Worte. So verliert sich unter der Menge von Blättern eine unreife Frucht. Warum fängt die Beschreibung vom Kinne an zu visiren, bis auf die Hand? Man sagt vom Haupte bis zum Fusse, und vom Fusse bis zum Haupte weil dieses die äussersten Theile sind, die einander entgegen stehen; aber das Kinn und die Hand sind es nicht. Das Kinn, in so weit es blos rund ist, ist eben noch nicht schön; ich kann eben so wohl der runde Arm sagen. Da das Kinn ein Beywort hat, warum es den Schäfer entzückt: so sollte die Hand ebenfalls ein Beywort, oder eine kleine Erhöhung haben. „Von weissen Hüften bis zur Stirne.„ Erstlich fehlt der Artikel **den**, von **den** weissen Hüften, der nach den Sprachgesetzen hier durchaus nicht fehlen kann. Ferner ist das Beywort **weiß** wieder kein ausdrückendes eigenthümliches Beywort. Sind nur die Hüften weiß? Nicht auch die Hand und die Stirne? Endlich sollte die Stirne ebenfalls ein Beywort haben, wie die Hüften eins hatten. Die Hüften und die Stirne stehen auch in keinem Verhältnisse, und das Wort Hüften ist wider den willkührlichen Wohlstand. „An der er tausend Anmuth fand.„ Nachdem schon die Wirkung, **das Entzücken**, vorhergegangen, kömmt endlich die Ursache hintennach geschlichen, daß er tausend Anmuth an der Schönen fand. Ueberdieß ist das **finden**, und das **tausend** sehr prosaisch. „Nie wird sie reizend gnug beschrieben.„ Das sieht man aus der Beschreibung selber. „Der

„beste

„beste Riß bleibt ein Versuch. „Riß für Abriß, Abbildung; „nicht gut. Versuch; es sollte hier unstreitig heissen un„vollkommenes Gemälde, Schattenwerk, u. d. gl. Beide Verse stehn der folgenden wegen da: „Kurz, sie zu sehn „und nicht zu lieben, war, wie man sagt, ein Widerspruch. „ „Kann ich sagen! Ich sah das Frauenzimmer, sie war auß„erordentlich schön, und es war ein Widerspruch, sie zu sehn und nicht zu lieben? Oder würde man nicht sprechen: und es war mir unmöglich, sie zu sehen und nicht zu lieben? Im Präsenti kann der Ausdruck richtig seyn: sie zu sehen und nicht zu lieben, widerspricht sich; und doch würde ich nicht sagen, ist ein Widerspruch, lieber etwas widersprechendes.

Sechste Strophe. „Der gute Schäfer steht zerstreut, „vergißt sich selbst und seine Heerden.„ Erst die Heerden, und dann sich. Wenn ich mich vergesse, so ist es nichts neues, daß ich das vergesse, was um mich herum ist. „Und „klagt mit ängstlichen Geberden der Schönen seine Zärtlich„keit.„ Aengstlich ist zu hoch getrieben; und ängstliche Geberden rühren auch nicht sehr. „Warum nicht lieber schüch„terne furchtsame Geberden? Diese sind der geschwin„den Liebe eigen.„ Dich, rief das Kind, kann ich erhitzen?„ Was für ein Kind? Die Sirene? Die Schöne also, oder das schöne Kind, und nicht das Kind allein. Kann ich erhitzen, ist sehr romanmäßig; eben so wohl als das, an deiner Seite ruhn. Der Schäfer hat ja noch nicht gesagt, daß sie an seiner Seite ruhn soll; warum ist sie so voreilig? Sollte eine Sirene nicht schlauer antworten? Ich dächte es.

Siebente Strophe. „Der Schäfer ruft zum Gott „der See: Ein Opfer von zwo feisten Ziegen.„ Warum feist und nicht fett? und warum ein Opfer von Ziegen? Opfern etwan die Schäfer dem Neptun eingeführter massen Ziegen, oder werden ihm nicht vielmehr Stiere und Pferde geopfert? Und warum zwo? „Soll dich, Neptun, so „gleich vergnügen.„ Das so gleich ist sehr pünctlich con-

tract-

tractmäßig, und verräth eine grosse Meynung von seinem Opfer; und das **vergnügen** ist sehr gezwungen, und wegen der **Ziegen** aufgesucht. „Wofern ich nicht vergebens „fleh;„ klingt zu drohend. „Dir, spricht Neptun, mein „Kind zu geben?„ Neptun redet hier wie ein guter ehrlicher Bürger. Ist Sirene seine Tochter? „O spare Seufzer, Wunsch und Harm.„ In dieser Zeile drückt sich Neptun poetischer aus. Er redet in der Figur, die man Gradation oder Cumulation nennt; aber sie ist ihm nicht recht geglückt. Spare deine Seufzer und deine Wünsche, hätte er sagen können; aber spare deinen **Harm**, dieß hat er des Reims wegen gesagt sonst würde er das undialogische Wort nicht gebraucht haben. „Ich gäbe dir und dei„nem Leben ein ewig Unglück in den Arm.„ Daß er ihm das Unglück in den Arm gäbe, wäre schon genug; aber **seinem Leben** in den Arm, da hat Neptun gar nichts gesagt.

„Der arme Thyrsis seufzt und weint.„ Thränen möchte Thyrsis wohl vergiessen, nur nicht **weinen**. „Und klagt „mit manchem bangen Schalle sein Leid dem nahen Wieder„halle, bis wiederum Neptun erscheint.„ **Mit manchem bangen Schalle**, ist gereimt und hart. **Dem nahen Wiederhalle**; wo war der Wiederhall? auf der See, oder auf der Flur? „Bis wiederum Neptun erscheint.„ Wenn ich auch die Versetzung des **wiederum** nicht tadeln will, so ist es doch wenigstens kein Wort für die Poesie. In wie langer Zeit ist Neptun nicht wiederum erschienen? Hat der Schäfer stets dem Wiederhalle sein Leid indessen geklagt? Die Antwort des Neptuns ist den Versen nach gut, dem Inhalte nach sehr philosophisch und docirend.

„Die Nacht befördert Thyrsis Ruh.„ Ist **Ruhe** hier der Schlaf, weil die Nacht die Ursache davon ist, oder heißt es Vergnügen, Glück? „Neptunus giebt ihm die Sire„ne.„ Auf was für Weise? „Der Schäfer trägt die nasse „Schöne entzückt nach seiner Hütte zu, „ und merkt es also nicht, daß sie halb Fisch ist? nicht eher, als bis der Tag erscheint.

scheint? „Sein mattes Herz wird wieder frisch.„ Gezwungen, und mehr noch, als gezwungen.

„O Fabel! meinst du nicht die Welt, die früher liebt und „eher brennet.„ Welt, es gehet ja nicht auf die ganze Welt, sondern nur auf die Mannspersonen. Das **brennet** ist kein schönes Wort, und sagt ohnedem nichts mehr als das **liebet**. „Als sie das Kind zur Hälfte kennet, das Aug „und Wahn für göttlich hält.„ Das **Kind** anstatt Schöne; unnatürlich. **Zur Hälfte kennet**; ist unedel ausgedrückt. Aug ohne Artikel, und statt die **Augen**, ist hart. „Man liebt der Schönen Mund und Stirne.„ Hier sind die Theile für das Ganze, für das Gesicht gesetzt; aber mit eben dem Rechte könnte man auch sagen, die Augen und Wangen. Der Mund und die Stirne sind nicht die vornehmsten Theile; und wenn sie noch so schön wären, und das Gesicht wäre mit einer ungestalten Nase bedeckt, so würde es wohl nicht gefallen. Indessen will ich dadurch nicht läugnen, daß man sich in einzelne Theile, in ein paar schöne Augen, in einen schönen Mund verlieben kann; allein daß die Stirne hier dem Reime **Gehirne** zu Liebe da steht, dieß ist offenbar.

Ich will es genug seyn lassen. Glaubt man, daß ich zu strenge gewesen bin, so antworte ich, daß man gegen das Mittelmäßige nie zu strenge seyn kann. Nur alsdenn verdienen wenige und kleine Fehler Nachsicht, wenn sie durch grosse Schönheiten vergütet werden.

Der Sperling und die Daube.

I.

Ein Vogel unverschämter Zucht,
Der lieber stiehlt, als Arbeit sucht,
Ein Sperling half den frommen Dauben
Oft ihre Kost vom Schlage rauben.

Früh, wenn beym ersten Sonnenschein
Der Hauswirth sang und Futter streute,
Fand er sich an des Schlages Seite
Mehr frech als scheu zum Frühstück ein.

2.

Die Dauben sagten erst kein Wort;
Dann scheuchten sie den Fremdling fort;
Doch kam das schelmische Gefieder,
Wo heute nicht, gleich morgen wieder.
Drauf nahm sich aus dem Daubenchor
Die älteste von den stillen Thieren,
Des Unrechts ihn zu überführen,
Mehr redlich, als gekünstelt vor.

3.

Sie war des ganzen Schlages Preis,
An Hals und Brust wie Schnee so weis,
Im blauen Schwanz und blauen Flügeln
Schien sich ihr Mann oft zu bespiegeln.
Sie trug die Brust gewölbt und frey,
Die schönsten Latschen an den Füssen;
Sie konnt auch alt noch zärtlich küssen,
War schön, und doch dem Manne treu.

4.

Noch größre Dinge zierten sie.
Sie hatte mit geschickter Müh
Wohl zwanzig Kinder aufgezogen,
Die ihr zum Ruhm im Schlage flogen.
Sie nahm sie zeitig mit ins Feld,
Sie ließ sie nie zu Schaden fliegen.
Die Körner, die in Furchen liegen,
Die, lehrte sie, sind euch bestellt.

5.

Von dieser wird das Werk gewagt.
Der Sperling kömmt, noch eh es tagt.
Nicht ungestüm und auch nicht blöde
Setzt sie den fremden Gast zur Rede.

Bist du, so fragt sie, tugendhaft?
Mit deiner Nahrung unzufrieden
Nimmst du, was mir und den beschieden?
Dieß ist der Bösen Eigenschaft!

6.

Der Sperling ward so gleich gerührt;
Nur bin ich noch nicht überführt,
Ob mehr ihr Ansehn, oder Sagen,
Zu diesem Siege beygetragen.
Die Ueberzeugung war geschehn;
Ihm fällt das Korn aus seinem Munde.
O, spricht er, gleich von dieser Stunde
Sollst du mich nun verändert sehn!

7.

Er hält sein Wort auch ohne Schwur,
Und zwingt die lüsterne Natur;
Und ob er öfters füttern sahe,
Kam er doch nie dem Schlage nahe.
Die Gärten stillten seine Lust;
Denn junge Schoten auszureissen,
Die besten Kirschen anzubeissen,
Hat nie ein Spatz so gut gewußt.

8.

Einst frißt er in der schönsten Ruh.
Da sieht ihm unsre Daube zu,
Und spricht: Wie klug weißt du im Sitzen
Der Fremden Frucht bequem zu nützen!
Der Sperling hüpft so gleich empor:
Nun schreyt er, kannst du mich noch hassen?
Hab ich mein Laster nicht gelassen?
Bin ich nicht frömmer, als zuvor?

9.

Du frömmer? Rief die Daube nach.
Du bist noch eben deine Schmach,
Du bist, wie sonst, der geile Fresser,
Und scheinst dir nur vergebens besser.

Dir wohnt dein böser Trieb noch bey;
Du stillst ihn nur mit andern Dingen,
Und suchst dir schmeichelnd beyzubringen,
Daß deine Brust gebessert sey.

10.

Bald, Plato, trift dein Ausspruch ein:
Die Tugend scheint ein Tausch zu seyn;
Ein Laster wird itzt ausgetrieben,
Ein andres fängt man an zu lieben.
Der Weichling flieht den geilen Scherz,
Wird karg, und nennt sich fromm und klüger.
Wer ist der listigste Betrüger?
Ists nicht des Menschen eignes Herz?

Die ganze Anlage. Ein Sperling frißt oft den Dauben das Futter weg. Eine der Dauben wagt es, ihm seine Unbilligkeit vorzustellen. Er verspricht Besserung. Sie sieht ihn darauf auf einem Kirschbaume sitzen; und er fragt, ob er nicht sein Wort gehalten hätte, und frömmer geworden wäre? Sie antwortet ihm: Nein, denn du hast noch die vorige Neigung, und stillst sie nur mit andern Dingen. **Die Moral.** Unsre Tugend ist die meistenmale ein Tausch. Man verläßt ein Laster, und wählt dafür ein andres. Welcher Betrug!

Gesetzt, diese Erfindung wäre richtig und sinnbildlich genug: so würde sie doch nicht gefallen. Das Anziehende fehlt ihr. Allein das Richtige und Allegorische scheint ihr auch zu fehlen. Was soll z. E. der Sperling fressen, wenn er auf den Bäumen und auf dem Felde gar keine Frucht haben soll? Und wenn er dieses thun darf, so ist seine Handlung kein Bild einer unerlaubten menschlichen Handlung. Ich sage: „Der Weichling flieht den geilen Scherz, wird „karg und nennt sich fromm und klüger.„ Dieses Exempel hat keinen Gegenstand an dem Sperlinge. Der Sperling hat seine Neigung mit keiner andern vertauscht. Er ist immer noch genäschig. Er stillt seine Neigung der Leckerey nur durch andre Dinge. Aber dieß alles bey Seite gesetzt;

setzt; ist die Ausführung, die Art zu erzählen gut? Nichts weniger. Die Erzählung hat wiederum viel Müßiges und Langweiliges; z. E. die Beschreibung der Daube in zwo Strophen. Es ist ferner zu weit bey der Erzählung ausgeholt. Ein Fehler, den viele meiner Fabeln in den Belustigungen haben! Anders zu reden, die Fabel ist nicht kurz genug, weil Umstände eingeschaltet sind, ohne welche man das Folgende hätte verstehen können. Sollten diese Umstände ja nothwendig scheinen, so mußten sie munter und lebhaft gesagt werden; und alsdenn hätte man sie des Muntern wegen ungern entbehrt. Dieß habe ich nicht gethan. Es ist trockner Ernst. Alles was in den ersten vier Strophen und in der Hälfte der fünften steht, sollte, wenn der Anfang der Erzählung aus dem Gesichtspuncte der Absicht bestimmt wird, so eingerichtet seyn: Ein Sperling fraß oft den Dauben das Futter mit weg. Eine von den Dauben redete ihn deswegen also an. Ich weis auch nicht, warum der Redner eben eine Daube, und kein Dauber ist. Der letzte scheint mehr Recht dazu zu haben.

Die Sprache der Erzählung. Sie ist zu trocken und schwerfällig. Sie ist nicht munter, nicht naif. Fehlers genug! Sie ist gezwungen, oft von dem Reime, oft von dem Sylbenmasse, selten von der Sache erzeugt.

Erste Strophe. „Ein Vogel unverschämter Zucht.„ Eine gezwungene Beschreibung! Was heißt **Zucht**? Heißt es von einem unverschämten Geschlechte, oder soll Zucht, Sitten bedeuten? „Der lieber stiehlt, als **Arbeit sucht**;„ sollte heissen, als arbeitet. **Stehlen** gefällt mir auch nicht. „Ein Sperling half den frommen Dauben oft ihre Kost vom Schlage rauben.„ **Half rauben** anstatt er raubte, ist der liebe Reim. Half rauben, heißt, er raubte mit andern. Wo steht etwas davon? Soll der Leser mehr Sperlinge oder andre Vögel in Gedanken hinzusetzen? „Früh, wenn „beym ersten Sonnenschein der Hauswirth sang und Futter „streute, fand er sich an des Schlages Seite mehr frech als „scheu zum Frühstück ein.„ **Beym ersten Sonnen-**

schein; nicht gut gesagt, zu prosaisch; ferner nicht nöthig, ausser weil der Reim ein den Sonnenschein verlangte. **Der Hauswirth sang**; dieser kleine Umstand hätte, da er nichts zur Sache beyträgt, wenigstens nicht so vorherlaufen, sondern lieber durch **singend** angegeben werden sollen. **Furter streute**; fütterte, wäre natürlicher, aber so hätte ich nicht Seite darauf reimen können. **Mehr frech als scheu.** Welcher Gegensatz! Welches Gedrechselte! Warum nicht lieber dreist, unverschämt? **Er fand sich zum Frühstück ein.** Das sich einfinden und das Frühstück, welches die Sprache munter machen soll, sticht zu sehr gegen den Ernst der vorhergehenden Rede ab. Das heißt, auf eine dunkle Farbe gleich eine sehr helle erscheinen lassen, ohne daß sie sich verlaufen.

Die ganze **zweyte Strophe** ist nicht nöthig. Und wenn der Umstand nöthig wäre, müßte er kürzer zusammen gezogen seyn. **Fremdling** ist nicht das rechte Wort. Der Sperling ist der Taube kein Fremdling. **Schelmische Gefieder.** Was ist hier Gefider? **Wo heute nicht, gleich morgen**; langweilig. Das **Taubenchor** ist sehr poetisch. Im Scherze gieng es an. „Die älteste von den „stillen Thieren.„ Wer wird die Tauben durch **stille Thiere** beschreiben? So kann ich die Hüner, die Schaafe und alles ebenfalls stille Thiere nennen. Lieber nichts gesagt, als die Idee von den Tauben beschwerlich gemacht. Aber ich mußte auf **überführen** reimen. „Mehr redlich als ge„künstelt vor.„ Wozu das? Den Vers voll zu machen. Soll das **gekünstelt** eine Satyre auf die schlechten Redner seyn? Wer konnte sie hier erwarten? Wie sind **redlich** und gekünstelt einander entgegen gesetzt? **Natürlich** gieng nicht in den Vers. Wie kann ich mir **gekünstelt etwas vornehmen?** Das weis ich nicht. Gekünstelt etwas thun, das geht an, und die ganze Fabel ist ein Beweis davon.

Nun kömmt die langweilige Beschreibung der Taube. Gesetzt, sie wäre überhaupt gut: so ist sie doch an diesem Orte zu lang. Der Leser wird aufgehalten und ermüdet.

Dieß

Dieß ist nicht die Absicht der Beschreibungen. Wer schmückt kleine Theile so aus, daß sie das Auge von den grössern und wichtigern Theilen abziehn? War der Schmuck hier nöthig? Die Daube mochte schön seyn oder nicht; sie konnte sagen, was sie saget. Ihr sittlicher Lobspruch in der folgenden Strophe scheint sich mehr mit der Absicht zu vertragen. Einer Daube, die einen so guten bürgerlichen Character hat, läßt es am natürlichsten, dem Sperlinge eine Strafpredigt zu halten. Aber warum straft sie ihn? Darum, daß er ihr das Futter vom Schlage wegfraß. Braucht man, dieses zu thun, einen moralisch guten Character? Endlich, ist die Beschreibung schön? Sie kann es nicht seyn, wenn sie zu lang und ausser ihrem Orte ist. Wir wollen sie nach ihren einzelnen Zügen durchgehen, und nach den Farben. „An Hals und Brust wie Schnee so weiß.„ Sie hatte also einen weissen Hals. „Im blauen Schwanz und blauen Flügeln schien sich ihr Mann oft zu bespiegeln.„ Sie hatte blaue Flügel und einen solchen Schwanz, in dem sich ihr Mann (warum **Mann**?) oft zu bespiegeln schien. Warum nur **schien**? That ers nicht wirklich, wenn die Sache anders angeht? Oder mußte ich den Infinitivum spiegeln zu Flügeln haben? „Sie trug die Brust gewölbt und frey.„ Die Brust frey tragen, geht an. Gewölbt tragen, geht dieß auch an? Vielleicht bey den Dauben. „Die schönsten Latschen an den Füssen.„ Sie trug also Latschen, und zwar an den Füssen. Ist **trug** das rechte Wort? Sagt man die Daube hat Latschen an den Füssen, oder sie trägt? Man fällt beynahe durch das Wort tragen auf Bärlatschen oder Filzschuhe. „Sie konnt auch alt noch zärtlich küssen, war „schön, und doch dem Manne treu.„ Ist **treu zu seyn** eine grosse Tugend für Alte? Wozu also dieser doppelte Umstand? Soll es Satyre seyn? Oder ist es nur Ueppigkeit des Witzes, da man einen Einfall nicht zurück halten kann, weil er uns gefällt, ohne zu fragen, ob ihn die Sache gern verträgt? „Noch grösre Dinge zierten sie.„ Die **Dinge** schicken sich weder auf das Vorhergehende, noch auf das Nachfolgen-

folgende. Sind das Dinge, daß sie einen weissen Hals und blaue Flügel hatte? Sind das Dinge, daß sie **ihre Kinder mit ins Feld nahm** und **sie nicht zu Schaden fliegen ließ: Mit geschickter Müh**, ist gezwungen. **Wohl**; ist hier matt, prosaisch. **Zwanzig Kinder**; nicht schön. „Die Körner, die in Furchen liegen, „die, lehrte sie, sind euch bestellt.„ Das **lehrte sie**, ist hart, gezwungen. **Sind euch bestellt**, anstatt sind für euch, ist Reim, ist Undeutsch. **In Furchen**; nein, in **den** Furchen. **Nicht ungestüm und auch nicht blöde.** Wieder ein frostriger Gegensatz des Verses und Reims wegen! „Bist du, so fragt sie, tugendhaft?„ Die ganze Rede ist schlecht. Ich hätte besser gethan, ich hätte keine so schöne Daube auftreten lassen. **Tugendhaft** ist zu menschlich, zu philosophisch. „Was mir und den beschieden„ nämlich ist, das hier nicht fehlen kann. Und wer sind die **den**? Vermuthlich die Umstehenden, also **denen, diesen**; Undeutsch, wider die Grammatik! Du nimmst, was mir und den beschieden ist; hätte es trockner gesagt werden können? Ist es nicht schon wieder der Reim? **Dieß ist der Bösen Eigenschaft.** Herzlich matt, trocken, gereimt.

„Der Sperling ward so gleich gerührt.„ Darüber kann man sich mit Recht wundern. Doch die Sperlinge sehen vielleicht nicht auf die Beredtsamkeit, sondern auf die Sachen. „Nur bin ich noch nicht überführt, ob mehr ihr An„sehn oder Sagen zu diesem Siege beygetragen.„ Es scheint als hätte ichs gefühlt, daß die Rede der Daube nichts taugt. Aber ich hätte doch den schläfrigen Vers, **nur bin ich noch nicht überführt** auch fühlen sollen, um ihn wegzulassen. „Ob mehr ihr Ansehen oder Sagen.„ Das **Sagen** anstatt ihre Rede, ist hier eine Freyheit, die der Reim entschuldigt. „Zu diesem Siege beygetragen.„ **Beygetragen** ist nebst dem **ob mehr** durchaus matt, prosaisch; und **Sieg** schickt sich hieher nicht. **Die Ueberzeugung war geschehn.** Da schon der Sieg war erwähnet worden, so ist dieses sehr kraftlos. „Gleich von dieser Stunde.„ Das

gleich

gleich ist nicht schön. **Nun** in der folgenden Zeile, ist ein leeres Wort. „Er hält sein Wort auch ohne Schwur.„ **Ohne Schwur**; wieder der Reim! „Und ob er öfters fluchtern sahe.„ Das **ob er**, anstatt **ob er gleich**, ist unrichtig und matt. „Kam er doch nie dem Schlage nahe;„ **nahe**, es sollte wohl nah, oder zu nah heissen. „Einst „frißt er in der schönsten Ruh;„ **schönste Ruh**, schlecht gesagt. Grosser Verdacht, daß es der Reim sagt, und nicht der Autor. „Da sieht ihm unsre Daube zu.„ Schläfrig verbunden! „Wie klug weißt du im Sitzen.„ **Im Sitzen**, merkwürdiger Umstand! Endlich warum nicht sitzend? „Der fremden Frucht bequem zu nützen.„ Harter, unnatürlicher Ausdruck! **Die Frucht der Fremden bequem nützen**; und das von einem Sperlinge gesagt? Wäre es nicht besser: wie gut läßt du dir die fremden Früchte schmecken? Aber auf schmecken war gleich kein Reim da. „Der Sperling hüpft so gleich empor. **Hüpft empor**, wo war er? Er saß. Wo saß er? In den Kirschen oder in den Schoten? Er hüpft also in die Höhe, und nicht empor. Dieß ist fremd. Und warum hüpft er empor? Ist es nöthig? Ist der Umstand gebraucht worden? „Hab ich mein Laster nicht gelassen.„ **Mein Laster**; zu arg! **Frömmer als zuvor**, ist nicht die rechte Sprache. „Du frömmer? rief die Daube nach. „Warum **nach**? Ist es nicht an rief „genug? Sieht der Leser nicht, daß **du frömmer**? eine Wiederholung ist? „Du „bist noch eben deine Schmach.„ Das ist sehr poetisch geredt, bis auf das **eben**; das schickt sich in den fremden Ton, **du bist deine Schmach**, nicht recht gut. **Der geile Fresser** ist sehr niedrig gegen: du bist deine Schmach. **Ist** zu grob geschmelt. Das heißt die Natur ergreifen, nicht schön nachahmen. „Dir wohnt dein böser Trieb noch bey.„ **Beywohnen**; ein böser Trieb wohnt mir bey; ist das die Sprache des Lebens? Es ist wohl gar keine Sprache. „Und „suchst dir schmeichelnd beyzubringen.„ **Beyzubringen**; gereimt, anstatt dich zu bereden. Dieß war das Wort. „Daß deine Brust gebessert sey,„ **Brust**, sehr poetisch anstatt Herz.

Die Moral hat überhaupt eine sehr gelehrte Mine, und also die Mine, die sie nicht haben soll. „Bald, Plato, trift „dein Ausspruch ein, die Tugend scheint ein Tausch zu seyn.„ Gelehrt! **Plato** hat es gesagt. Warum trift die Sache nur **bald** ein? Ich dächte, sie träfe **oft** ein. Ist also nicht richtig gedacht, oder nicht recht geredt. „Ein Laster wird „itzt ausgetrieben.„ **Austreiben** ist platt; vertreiben sollte es heissen. „Der Weichling flieht den geilen Scherz.„ **Was ist der geile Scherz?** Vermuthlich die Wollust. Heißt die Wollust ein geiler Scherz? Der letzte Vers wird sich vermuthlich mit **Herz** schliessen. „Wird karg und nennt „sich fromm und klüger.„ **Klüger**; gezwungen. Die ganze Moral hätte heissen sollen: Wie oft ist unsre Tugend ein Tausch mit unsern Lastern! Eins lassen wir, ergreifen ein anders, und bereden uns, besser zu seyn. Wie sehr betrügt sich das menschliche Herz!

Das sind die vornehmsten Fehler, und wo sind denn die Schönheiten? Gesetzt, alle diese Fehler wären nicht da; würde die Fabel darum schön seyn? Sie könnte noch mittelmäßig, das heißt elend seyn. Wo ist wiederum das Natürliche und Leichte, das in der Kunst zu erzählen so gefällt; das die Seele der Erzählung, das die Nachahmung des schönen Dialogischen ist? Wo ist die Kürze, die sich mit der Deutlichkeit, Vollständigkeit, und Lebhaftigkeit verträgt? Wo ist der Saft, der sich in einem Werke des Geschmacks, gleich dem Safte in einem blühenden Baume, durch alle Theile, durch Sachen, Wendungen, Sprache, verbreiten, alles erfrischen und beleben muß? Wo sind die Stellen von denen der Leser sagt: Das war treflich! O wie schön, wie ungezwungen! Hätte man es anders sagen können? Wo sind die Stellen, die sich auswendig behalten lassen? Wer liest so eine Fabel zwey, dreymal, und vergnügt sich das letztemal noch, gleich dem ersten?

So fehlerhaft sind die meisten meiner Fabeln und der übrigen Gedichte in den Belustigungen. Darf sich wohl iemand wundern, warum ich sie nicht habe zusammendrucken lassen?

Sammlung vermischter Schriften,

von

C. F. Gellert.

Zweyter Theil.

Frankfurth und Leipzig.
1765.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-628682-p0114-4

Warum es nicht gut sey, sein Schicksal vorher zu wissen.

Nichts scheint leichter zu seyn, als sich zu überführen, daß es nicht gut seyn würde, wenn wenn wir unser Schicksal in der Welt vorher wüßten; und dennoch bleibt der Wunsch, sein Schicksal zu kennen, den meisten Menschen ein angenehmer Wunsch. Eben diejenigen, die am Morgen mit vieler Ueberzeugung glaubten, daß es eine Wohlthat des Himmels sey, sein Glück und Unglück nicht voraus zu sehen, wünschen oft am Abend, daß der Vorhang, durch welchen die Zukunft sich unsern Augen verborgen hat, wegfallen, und ihr Schicksal sich ihnen auf einmal darstellen möchte. Vermuthlich zeuget die Eigenliebe dieses Verlangen, und Stolz und Geiz erhalten es; doch ich sehe nicht, warum nicht auch viele gute Triebe diesen unzeitigen Wunsch in uns hervorbringen können. Die Begierde glücklich zu werden, ist ein unentberlicher Theil unsrer Natur, und die

Begier-

Begierde, andre glücklich zu machen, die edelste Wollust eines rechtschaffnen Mannes; beide aber können uns oft zu dem Wunsche verleiten, unser Schicksal zum voraus zu wissen.

Ich verstehe unter dem Schicksale eines ieden die guten und widrigen Begebenheiten seines Lebens. Wenn wir diese vorhersehen sollen, so können wir sie entweder stückweise und unbestimmt, oder im Zusammenhange sehen. Stückweise nenne ich, wenn ich, zum Exempel, zum voraus wüßte, daß ich in meinem Leben mehr krank, als gesund seyn würde; daß ich einen grossen Reichthum erlangen, und ihn nachher wieder verlieren würde, ohne daß ich zugleich die Ursachen dieser Zufälle wüßte. Im Zusammenhange sein Schicksal vorhersehen, heißt alle Umstände und die ganze Reihe der Begebenheiten kennen, aus denen unser Leben zusammen gesetzet ist, der unglücklichen so wohl, als der glücklichen. Also müßte ich, in Ansehung der Liebe und der Ehre, nicht blos wissen, daß ich mit der Zeit mich verehlichen würde; sondern ich müßte zum voraus sehen, durch was für Umstände und zu welcher Zeit dieses geschehen, und ob meine Gattinn schön oder häßlich, reich oder arm, von guter oder böser Gemüthsart, und wenig oder viel Jahre mein seyn würde. Diese vollständige Wissenschaft von seinem Schicksale würde, wenn sie möglich wäre, schreckliche Uebel nach sich ziehen, wie sich in der Folge zeigen wird. Die erste Art hingegen scheint die leichteste und bequemste zu seyn; doch sie würde uns wenig nützen, und unsre Neubegierde mehr erwecken, als stillen. Denn etwas wissen, und nicht alles wissen, ist eben so viel, als durstig seyn und zu einem verschloßnen Brunnen geführet werden. Ich werde in meinem Leben reich und groß werden. Gut! Dieß ist mir angenehm. Allein, wenn werde ichs werden? Auf was für Art? Kurz vor dem Ende meines Lebens, oder lange vorher? Wie lange wird mein Glück dauern? Wer wird mirs entziehen? Der

Tod,

Tod, oder ich mir selber, oder die Bosheit der Menschen? Werden diese aus der Zahl meiner Freunde, oder Feinde; werden es Gönner, oder Neider seyn? Werden sie es mit Fleiß, oder aus Unvorsichtigkeit thun? Tausend solche Fragen werden entstehen, wenn ich mein Schicksal nur stückweise kenne; und wie sehr werden sie mich beunruhigen, da ich mir dieselben beantworten zu können wünschte, und doch nicht beantworten kann! An statt, daß eine solche Wissenschaft mein Verlangen befriedigen sollte: so wird es durch sie nur desto stärker gereizet werden; denn die Wißbegierde hat die Natur aller andern Begierden. Und wie der Geiz durch den Zusammenfluß der Reichthümer, die Ehrsucht durch den Anwachs des Ruhms nicht abnimmt, sondern steigt: so wird auch das Verlangen, sein Schicksal zu kennen, durch eine summarische Nachricht nicht so wohl gestillt, als brennender gemacht. Wer den Beweis hiervon verlangt, der wird ihn in seinem Herzen, in dem, was in ihm vorgeht, bey einer kleinen Aufmerksamkeit, leicht finden können. Und wer nicht geschickt ist, diese Wahrheit in sich zu fühlen, der wird weit weniger geschickt seyn, sie in einem Beweise zu verstehen. Ja, sagt man vielleicht, es ist wahr, ich weis auf solche Art nicht genug; aber ich weis doch etwas! Ich weis, ich werde groß, geehrt, reich, alt werden. Dieses sind angenehme Erwartungen; und ist eine kleine Nachricht von angenehmen Erwartungen nicht besser, als gar keine? Endlich aber begehre ich nicht mein Unglück, sondern nur mein Glück vorher zu wissen. Dieser Vorschlag läßt sich denken, aber vielleicht schwer erfüllen. Denn wenn es auch möglich wäre, sein gutes Schicksal, ohne sein böses, kennen zu lernen: so fürchte ich doch, daß der meiste Theil der Menschen, wenn er sein zukünftiges Glück vorher erführe, nichts als ein Unglück, nach seiner Meynung, erfahren würde. Wir wollen dieses deutlicher machen. Wenn wir das Glück, als die Erfüllung unsrer Wünsche, betrachten: so sind die Meisten unglücklich. Wenn wir also unser Glück vorhersehen sollten: so würden

wir

wir, wenn wir es gegen unsre Wünsche hielten, entweder etwas sehr geringschätziges, oder ganz etwas anders, als wir wünschen, und also nach unsern Gedanken kein Glück sehen. Es ist ein Glück, wenn ich zeitlebens bey einer gehörigen Arbeit ein zureichendes Auskommen habe. Und wenn die Meisten durch eine Eingebung einen kurzen Auszug von ihrem Leben bekommen sollten: so würde er diesen Inhalt haben. Was würden nun die Hochmüthigen, die Geitzigen, die Wollüstigen für einen Trost schmecken, wenn sie dieses ihr Glück voraus wüßten? Keiner würde es für ein Glück halten. Und also wüßten sie, an statt ihr Glück zu wissen, nichts, als daß sie keines hätten. Man nehme einen Verzagten, und sage ihm, daß er bestimmt sey, ein grosser General zu werden, und mit der größten Gefahr erstaunliche Thaten auszuführen. Er wird erschrecken, und über diese Nachricht mehr Angst ausstehen, als er wirklich fühlen würde, wenn er, durch die Umstände genöthiget, sein Leben vor dem Feinde wagen sollte, und vielleicht durch Gewohnheit getrost, und endlich gar bis zum Helden tapfer werden würde. Indessen wird er es zu der Zeit seiner Zaghaftigkeit für kein Glück halten, und entweder glauben, er hätte gar kein Glück in der Welt, oder sich einbilden, er wüßte noch nicht alles. Auf diese Art sieht man wohl, daß, wenn uns auch, nach unserm Wunsche, nur unser Glück, ausser seinem Zusammenhange mit unserm Unglücke, offenbaret werden sollte, wir doch nicht ruhig, sondern viel unruhiger werden würden, als wir sind, da wir es nicht wissen.

Und wenn soll uns denn endlich unser Glück vorher verkündigt werden? Vermuthlich in den Jahren, da wir anfangen nachzudenken, in den Jahren einer nicht ganz rohen Jugend. Aber man vergesse nicht, daß die Jahre einen gewaltigen Einfluß in unsre Neigungen haben, daß wir mit jedem neuen Zeitlaufe unsers Lebens unsre Wünsche ändern; und das gering schätzen, was wir erst hochgeachtet haben, und hoch schätzen, was wir verachtet haben. Wie wird es

nun

nun mit unsrer Beruhigung werden? Diesen jungen Menschen quälet der Ehrgeiz. Es wird ihm angekündiget, daß er ein Amtspachter werden wird, und darinnen besteht sein Glück. Hilf Himmel, wie wird er sich entsetzen! Er hoffte wenigstens ein vornehmer Staatsbedienter in seinem Vaterlande zu werden; und die Stelle eines Pachters ist das ganze Glück, mit welchem er sich nach so prächtigen Träumen soll begnügen lassen? Er sieht in seinem Glücke seine Wünsche nicht; und diese wollen wir doch eigentlich erfüllt sehen, wenn wir unser Glück voraus zu wissen begehren. Man urtheile selbst, ob dieser Jüngling sich über sein Schicksal erfreuen, oder nicht vielmehr beklagen werde. Würde es nicht vortheilhafter für ihn seyn, es wäre ihm bis auf die Zeit verborgen geblieben, da es ihn hat treffen sollen? Denn vielleicht haben die Umstände der Zeit und der Welt in zehn Jahren seine hohen Gedanken so ermüdet, daß ihm diese Bedienung sehr wohl gefällt. Die junge und feurige Clelia, die nichts so sehr wünschet, als sich zeitlebens in den Armen ihres zärtlichen und angenehmen Liebhabers zu sehen, verlangt ihr Zukünftiges zu wissen. Sie sieht zu ihrem Entsetzen, daß sie ihrem Damon nicht zu Theile werden, sondern an der Seite eines finstern und schon bejahrten Mannes ihr Leben beschliessen wird. Dieß ist ihr Glück: und unglücklich würde ihre Ehe gewesen seyn, wenn der unbeständige Damon seine Absicht auf sie erreicht hätte. Allein in ihrer itzigen Verfassung wird sie, wegen dieser Nachricht, die Hände ringen, und sich für die unglückseligste Person in der Welt halten.

Wenn es also auch möglich wäre, unser Glück so vorher zu sehen, daß uns unser Unglück unbekannt bliebe: so würden doch die meisten Menschen sich nicht wohl dabey befinden, weil die Wenigsten, wenn wir die Sprache der Welt und nicht der Philosophen reden wollen, Glück haben. Denn bey den Meisten ist das Glück, in ihrer Einbildung, nichts anders, als dasjenige, was prächtig in die Augen fällt, Ueberfluß an Gütern, Wollust, hohe Ehrenstellen, ausgesuchte Bequemlichkeiten. Gleichwohl erlangen die Wenig-

sten diese so genannten Glückseligkeiten in der Art, wie sie solche wünschen; und also würden die Wenigsten ihr Glück, die Meisten in ihrem Glücke ihr Elend voraussehen. Folglich wird dieses Verlangen, seine Zukunft zu wissen, auch wenn es sich nur auf die angenehmen Begebenheiten einschränkt, dadurch nichts weiser werden.

Ferner besteht das Glück der Meisten nicht in einer langen Reihe angenehmer Begebenheiten; sondern unsere vergnügten Zufälle sind mit mißvergnügten durchflochten, und unsre heitern Stunden erhalten oft ihren Werth durch viele vorhergegangene trübe. Und wenn der Mensch diese nicht weis: (diese will aber der nicht wissen, der nur sein gutes Schicksal zu sehen verlangt) so wird er, was in dem Zusammenhange ein grosses Glück war, ausser dem Zusammenhange für ein kleines, oder für gar keines halten. Doch wir wollen diese Art, sein Glück in einem Auszuge vorher zu wissen, nicht weiter berühren, noch von dem Schaden, der daraus fliessen würde, insbesondre reden. Er wird sich leicht aus dem schliessen lassen, was wir von der andern Art, **sein Schicksal ausführlich und nach allen Begebenheiten zu wissen**, sagen werden.

Diese Art kan man sich ungefähr so vorstellen, wie die Nativitätsstellungen sind, in welchen man dem leichtgläubigen zu zeigen verspricht, was ihm von Tage zu Tage begegnen wird, und zwar mit seinen Ursachen. Die Ursachen unsrer Begebenheiten sind entweder in der Einrichtung der Welt, oder in uns, oder in andern Menschen gegründet. Und sein Schicksal mit seinen Ursachen vorhersehen, heißt sehen, was die Natur oder die Einrichtung der Welt, was wir selber durch unser Thun und Lassen, oder was andre Menschen zu unserm Vergnügen, oder zu unserm Verderben beytragen werden. Würde eine solche menschliche Allwissenheit, wenn ich mich also ausdrücken darf, nicht etwas Vortreffliches seyn? Auf diese Art wären wir von der Furcht, die unser Herz so ängstiget, auf einmal befreyt, und könnten tausend Unternehmungen, bey denen wir itzt zittern,

getrost

getrost und ohne Unruhe wagen. Unsere Hoffnung würde stärker und süsser werden, wil wir ihr Ziel wüßten. Und jeder, wenn er wüßte, worzu er zeitlebens bestimmt wäre, würde sich zu seinem Berufe, zu seiner Lebensart besser anschicken. Diese drey Vortheile mögen wohl bey den Meisten die süsse Nahrung des Verlangens seyn, ihr Zukünftiges vorher zu sehen. Und wenn diese Vortheile gegründet wären: so würde nichts gerechter seyn, als eben dieses Verlangen. Wir wollen sie prüfen.

Ist es wahr, daß unsre Furcht fällt, wenn ich weiß, was mir in meinem Leben bevorsteht? Nichts weniger! Denn Gutes allein werde ich doch nicht zu gewarten haben, und das Böse wird mir bis zu seinem Anbruche eine beständige Furcht erwecken. Zuvor fürchteten wir nur mögliche, oder wahrscheinliche Zufälle. Von dieser Furcht sind wir befreyt. Hingegen fürchten wir nunmehr gewisse Uebel. Ist dieses ein vortheilhafter Tausch? Wird mich ein gewisses bevorstehendes Uebel nicht mehr plagen, als ein ungewisses? Ich sehe voraus, daß ich künftig, entfernt von meiner liebenswürdigen Gattin, von meinen Kindern, von meinen Freunden, drey Jahre in einer Gefangenschaft zubringen muß; werde ich diese Gefangenschaft nicht im Herzen zehnmal durch die Furcht ausstehen, ehe ich in dieselbe gerathe? Hierzu kömmt noch, daß ich mein Unglück, mit seinen Umständen, in seiner Ordnung weiß. Also werde ich entweder wissen, daß mir diese Gefangenschaft aus verborgnen Ursachen von der Vorsehung zugeschickt wird; oder, daß ich, durch mein Versehen, oder durch meine Redlichkeit, daran schuld bin; oder, daß andre Menschen mich in dieses Unglück stürzen. Wie werde ich mich quälen! Alle Hoffnung ist mir benommen, meinem Uebel zu entfliehen, und in mir wachet doch stets eine Begierde, das Unglück von mir zu entfernen. Diese will befriedigt seyn, und es ist doch unmöglich, sie zu befriedigen. Mit welchen verzweiflungsvollen Klagen werde ich nicht den Himmel bestürmen!

Welche bittere Verweise werde ich mir selbst geben, wenn ich schuld an meinem Uebel bin! Und wenn ichs nicht bin; mit welcher Feindschaft werde ich gegen diejenigen eingenommen werden, die mirs verursachen? Werden mich nicht alle diese Vorstellungen um meine Ruhe bringen, deren ich genossen hätte, wenn ich das Uebel nicht voraus gesehen? Werden sie mich nicht binnen der Zeit, ehe das Uebel kömmt, alles Vergnügen, das sich mir zum Genusse anbeut, verbittern?

Aber verfährt der gerecht, könnte man mir antworten, der die Sache allein von der schlimmen Seite ansieht? Man bedenke, daß, wenn die Furcht durch das gewisse Unglück vermehret wird, die Hofnung hingegen, durch das gewiß bevorstehende Glück, um eben so viel verstärket werden muß. Dieses läßt sich nicht so leicht entscheiden. Denn wenn man Glück und Unglück vergleichen und, so zu sagen, gegeneinander aufheben will: so müssen sie ein gewisses Verhältniß haben. Mein Unglück mag itzt der Verlust meines guten Namens, und mein Glück, das ich darauf erhalte, der Besitz grosser Reichthümer seyn. Diese beyden Dinge lassen sich nicht gegeneinander abwägen, in so fern man auf die Menschen und ihre Art sieht, die Güter zu beurtheilen, die durch Vorurtheile und das Temperament bestimmt wird. Denn die Kraft, mit der sie mich beide, das eine durch die Furcht, das andre durch die Hofnung, zum voraus rühren werden, liegt nicht so wohl in ihnen selbst, als in meinem Gemüthscharakter, und in den mir eignen und natürlichen, grössern oder kleinern Verlangen nach Ehre oder Reichthum. Wenn ich von Natur ehrgeizig bin, und ich sehe zum voraus, daß ich in zwey Jahren mit allem meinem Ruhme ein Märchen seyn, aber auch darauf, oder zuvor, zehntausend Thaler erben werde: so wird diese Hofnung gegen den Eindruck, den die Furcht der zukünftigen Schande in mir verursachen wird, sehr gering seyn. Und wenn ich Gutes und Böses, und ihre Begleiterin-

terinnen, Furcht und Hofnung, vergleichen will: so müssen sie einerley Trieb in mir zum Grunde haben. So ist der Trieb nach Ehre, und der Trieb, keine Schande zu haben, an und für sich eins, und nur durch unsre Art zu denken getrennet. Daher müssen wir Ehre und Schande, Reichthum und Armuth, Wollust und Schmerz nehmen, wenn wir eine Vergleichung zwischen der Grösse der Hofnung anstellen wollen. Allein so verfährt unser Schicksal nicht. Wer Schande zu befürchten hat, und ehrsüchtig ist, der hat nicht allemal wieder Ehre zu hoffen. Und wer geizig ist, und sein Vermögen verliert, hat nicht allemal wieder Vermögen zu hoffen. Also wird es selten wahr seyn, daß das Vergnügen durch die Hofnung eines gewissen Guten, das ich zum voraus sehe, um eben so viel wachsen sollte, als die Furcht auf der Seite des Uebels gewachsen war.

Und wo weis ich denn, wie viel von dem, was mein Wunsch für Vergnügen hält, meinem Leben zufallen wird? Wie, wenn es wenig Glückseligkeit, und desto mehr Unglück in sich enthält? Und solch ein Leben voraus zu sehen, muß ich in Gefahr stehen, so bald ich mein Schicksal weis? Wie glückselig schätze ich mich, daß mirs der Schöpfer verborgen hat! Aber es müßte gleichwohl ein ausnehmendes Vergnügen seyn, wenn ich eine aufrichtige Nachricht von einem in zehn Jahren mir bevorstehenden Glücke in meinem Gedächtnisse mit mir herumtrüge. Ich wüßte z. E., daß ich eine liebenswürdige, eine vernünftige, zärtliche und getreue Gattin zur Ehe bekommen würde. Wie bald, wie freudig würden mir diese Jahre verstreichen? Ich zweifle sehr daran. Meine Hoffnung würde mir selber zur Last werden, weil ich sie nicht gleich stillen könnte. Und wie uns das Unglück allezeit zu früh kömmt: so kömmt uns das Glück, so zeitig es auch kömmt, doch allemal zu spät.

Ich glaube so gar, daß derjenige nicht unrichtig urtheilen würde, welcher behauptete, daß das Vergnügen durch

das umständliche Vorherwissen unsers irrdischen Glücks geschwächt werden würde, wenigstens bey den Meisten. Das Glück, wie wir es uns ausdenken, wie wir es ordentlich wünschen und hoffen, ist gemeiniglich grösser, als dasjenige, welches wir in der That erlangen; und man kann sagen, daß die Grenzen unsrer Hofnung unsre Wünsche sind. Wie weitläuftig, wie unbestimmt sind diese nicht! Wenn wir nun unser künftiges Glück wissen: so steht es nicht mehr bey uns, was und wie viel wir hoffen wollen, sondern unsre Hofnung wird alsdenn von unserm Glücke regiert. Ist dieses klein, oder wenigstens nach unserm Wunsche gerechnet, klein: so wird auch das Vergnügen des Hoffens kleiner werden, als es war, ehe wir unser Schicksal kannten.

Doch wir wollen die Hoffnung, als den Vorschmack unsers Glücks, nicht weiter untersuchen. Wir wollen vielmehr sehen, ob wir nicht selbst an dem Vergnügen, das uns der wirkliche Genuß des Glücks giebt, etwas einbüssen, wenn wir es vorher wissen. Mir scheint es so. Es giebt eine gewisse Furcht, die eben das bey unserm Vergnügen ausrichtet, was eine scharfe Würze bey gewissen Speisen thut. Sie macht nämlich, daß wir das Vergnügen desto lebhafter schmecken. Warum rührt mich oft ein Glück, wenn ichs geniesse, so sehr? Gemeiniglich, weil ich den furchtsamen Zweifel, es nicht zu erlangen, nunmehr besiegt habe. Ich würde aber nicht so viel fühlen, wenn nicht die Furcht meine Empfindungen gleichsam in volle Bewegung gesetzt hätte. Dieses fällt weg, wenn ich mein Glück vorher weis. Es ist ferner wahr, daß ein unverhoftes Gut uns mehr einnimmt, als ein vorhergesehnes, wenn die Umstände von beiden gleich sind. Endlich würden wir, wenn wir unser Schicksal vorausfähen, auch wahrnehmen, daß wir es die meisten male nicht uns, nicht unsrer Geschicklichkeit, nicht unsern Verdiensten, sondern oft dem Zufalle, und andern Menschen, zu danken hätten. Und auf diese Art würde unsrer Eitelkeit ein grosses Vergnügen entgehen, mit dem wir in unsern

itzigen

itzigen Umständen die guten Begebenheiten unsers Lebens gemeiniglich unsern Verdiensten zuschreiben, obgleich nicht mit Grunde. Allein es mag ein Irrthum seyn; dennoch kann uns auch ein Irrthum vergnügen, so lange wir ihn für eine Wahrheit halten. Wollen wir noch immer unser Schicksal vorher wissen?

Es ist noch ein Einwurf übrig. Ich würde, so möchte man denken, mich desto mehr zu meiner Lebensart vorbereiten, wenn ich wüßte, wozu ich bestimmt wäre. Ich halte dieses für einen Betrug; und wie viel läßt sich nicht darauf antworten! Ich will aber nur eines berühren. Wenn ich von Natur zu dieser Lebensart, die mein Glück in sich hält, nicht Lust habe: so werde ich mich nur um desto weniger zu derselben anschicken; denn das Glück ist mir ja gewiß. Was brauche ich also meiner Bequemlichkeit Abbruch zu thun? Auch ohne Verdienste werde ich zu dem Stande, der mir einmal beschieden ist, ebenfalls gelangen. Bin ich aber aus Neigung für diesen Stand eingenommen: so werde ich mich zu demselben vorbereiten, wenn auch mein Vorwitz sein künftiges Schicksal nicht erfahren hätte. Was hilft mir also meine Einsicht in dieses mein Schicksal?

Bis hieher haben wir nur untersucht, was einem ieden ins besondre entgehen könnte, wenn er sein Schicksal vorher wüßte. Aber wir müssen uns nicht bloß von andern abgesondert betrachten. Wir müssen auch sehen, was im Ganzen, in der Welt, in dem Zusammenhange der Dinge entstehen würde, wenn jeder wüßte, was ihm begegnen sollte. Ich, für meine Person, möchte in der Welt nicht leben, wenn die Menschen ihren freyen Willen behielten, und ihr Schicksal vorher wüßten. Dieses müßte ganz anders beschaffen seyn, als es ist, da wir es nicht wissen. Eine einzige Handlung eines Menschen hat oft einen Einfluß in das Schicksal vieler tausend Menschen. Die Triebfedern unsrer Handlungen sind Hoffnung und Furcht. Wenn man diese verändert, oder wegnimmt: so werden auch unsre Unterneh-

mungen verändert, oder aufgehoben werden. Unsre Hoffnung aber und unsre Furcht würden anders seyn, wenn wir vorher wüßten, was geschehen sollte; also würden auch unsre Handlungen, in so weit sie auf unsern freyen Willen ankommen, anders beschaffen seyn, wenn wir ihren Ausgang vorher wüßten. Würde Philippus die unüberwindliche Flotte ausgeschickt haben, wenn er zum voraus gesehen hätte, was er am Ende sah? Es ist nicht zu glauben. Alle diejenigen Menschen, welche auf dieser Flotte umgekommen, oder elend, oder auf gewisse Art glücklich geworden sind, würden also ein andres Schicksal gehabt haben, als sie gehabt, wenn Philippus den Ausgang der Sache zum voraus gewußt hätte. Auf diese Art kann man urtheilen, wie viel anders die Begebenheiten der Welt seyn würden, wenn ein jeder sähe, was für einen Ausgang sein Unternehmen haben würde. Lasset sie anders seyn, wird man einwenden. Es müßte doch tausend Böses, das von dem freyen Willen der Menschen abhängt, können vermieden werden, wenn wir in die Zukunft hineindringen, und den Verlauf der Sachen einsehen könnten. Wie zweifelhaft ist dieses! Wenn wir bey unserm Vorhersehen die Begierden und Leidenschaften behielten, welche wir itzt haben: so würde allezeit noch Bosheit und Thorheit genug in der Welt bleiben. Und wenn wir auch dieses oder jenes Böse unterliessen: so würden wir dafür ein andres begehen. Ich will annehmen, daß wir die Laster, die sich selbst bestrafen, unterliessen; würden wir auch die übrigen fliehen? Was würde aber aus der Freyheit und Tugend im ersten Falle werden? Die Völlerey ist ein Laster, das sich bey vielen selber bestrafet. Wenn nun Strephon, der durch den Trunk sich zehn Jahre früher ins Grab gebracht hat, gesehen hätte, daß dieses geschehen würde: so hätte ers vielleicht unterlassen. Und also wäre ein Uebel weniger in der Welt. Es ist wahr. Allein wäre dieses Freyheit und Tugend? Müßte nicht der Eindruck der Vorstellung, du wirst nothwendig eher sterben, wenn du viel trinkst, eben so stark seyn, als wenn einer mit dem blossen Schwerdte vor

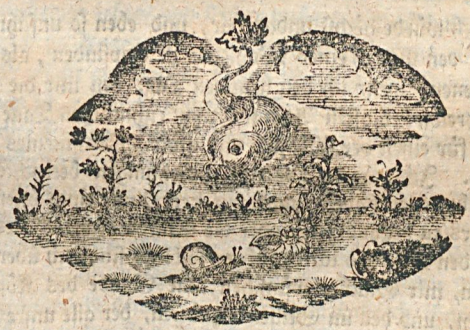
mir

mir steht, und mich von dem, was ich ohne diesen Zwang ausgeführet haben würde, gewaltsam abhält? Wäre dieses nun Zwang, oder Freyheit? Endlich sehen wir, daß viele Trunkenbolde, viele, welche die größten Ausschweifungen in der Wollust begehen, doch das höchste Ziel des menschlichen Alters erreichen, und äusserlich immer glücklich dabey leben. Wodurch sollen also diese von ihren Lastern abgehalten werden? Was würde nicht die einzige Gewißheit der Art und des Tages unsers Todes für Unheil stiften? Was würden die guten Zufälle, was die bösen, welche unwidertreiblich wären, und solche würde es allezeit in der Liste der Begebenheiten unsers Lebens geben, für Folgen nach sich ziehen? Hier würden ganze Häuser wegen des bevorstehenden Unglücks wehklagen. Dort würden Trunkene vor Freude und Vergnügen wegen des nahen Glücks herumtaumeln. Keiner würde mehr arbeiten, keiner das gemeine Beste befördern wollen. Wie oft würde man aus Verzweiflung sich selbst, oder andern das Leben nehmen! Der Vater würde seinen Sohn in der Wiege umbringen, ehe er ihn im dreyßigsten Jahre auf dem Rabensteine sterben sähe. Den Freund, der uns morgen unser Glück rauben sollte, würden wir heute aus dem Wege räumen; und morgen hätten vielleicht Andre uns aus Rache, oder wir aus Reue, uns schon selbst umgebracht. Kurz, die Welt würde nicht lange bestehen können, wenn wir unser Schicksal umständlich voraus wüßten. Viele würden in der Blüte ihrer Jahre aus Verdruß und Betrübniß sterben, oder als Schlaftrunkne, die nicht viel zu befürchten hätten, einschlafen. Itzt betrügen wir uns durch die Hoffnung, daß unser Gutes bald kommen werde; und so streicht ein Tag nach dem andern unvermerkt dahin. Wir fürchten ungewisse Uebel, und auf diese Art bleiben wir immer noch gelassen und geschickt, sie abzuwenden. Wie würden die Menschen ihr Schicksal einander geschwätzig entdecken, wenn sie es vorher wüßten; und was würde daraus für Neid und mit demselben für Unheil erfolgen! Was würde Cäsar gethan haben, wenn er gewußt hätte, daß man ihn auf dem Rathhause

umbringen würde? Würde Cicero so viel Gutes gestiftet haben? Würde er, ungeachtet seiner Ehrbegierde, wohl jemals Consul geworden seyn, wenn er zum voraus gesehen hätte, daß der Lohn seiner patriotischen Thaten ein gewaltsamer Tod seyn würde? Würde mancher nach einem Glücke gestrebet haben, wenn er alle die Arbeiten und Beschwerlichkeiten zum voraus gewußt hätte, die er viele Jahre hinter einander, ohne es selbst wahrzunehmen, überwunden hat? Wer würde eine grosse, eine löbliche That unternehmen wollen, wenn ihm durch die Wissenschaft seines Schicksals die Hoffnung zur Belohnung entnommen wäre? Wer würde im unvermeidlichen Unglücke Gott vertraun und zu ihm um Hülfe rufen? Wer würde im Glücke, das ihm nicht entgehen könnte, mäßig und dankbar gegen die Vorsehung, demüthig und liebreich gegen die Menschen seyn? Würde nicht durch ein umständliches Vorherwissen Tugend und Religion beynahe gänzlich vernichtet werden?

Kurz, der Mensch wünscht auf eine oder die andre Art etwas Widersprechendes, wenn er sein zukünftiges Schicksal nach allen seinen Umständen vorher zu wissen verlanget. Er wünscht entweder Begebenheiten vorher zu wissen, die nie Begebenheiten seyn werden, so bald er sie weis, und so lange er bey seinem Vorherwissen noch eben die Neigungen, Begierden und Leidenschaften, noch eben die Freyheit des Willens behält, worinnen itzt seine Natur besteht; das heißt, er wünscht zu wissen, daß etwas erfolgen werde, was doch nicht erfolgen wird. Welcher Widerspruch! Oder sollen die Begebenheiten erfolgen können, so wünscht er entweder die gegenwärtige Einrichtung seiner Natur, oder seine Freyheit zu verlieren; das heißt, er wünscht ein Mensch, und auch kein Mensch zu seyn. So widersprechend und thöricht ist der neugierige Wunsch, sein künftiges Schicksal umständlich vorher zu wissen. Und gesetzt, er wäre dieß nicht: so wird er doch einer der feindseligsten

sten Wünsche seyn, die der Mensch wider sich selbst thun kann. Gesetzt, die Welt und die menschliche Natur könnten dabey bestehen, welche Hölle würde die Welt seyn, und welch schreckliches Glück das Glück, ein Mensch zu seyn! Ja sollte es Menschen geben, welche die Gabe hätten, mir mein Schicksal voraus zu sagen: so bitte und beschwöre ich sie, mir ihre unselige Weisheit zu verschweigen. Pest, Hunger und Schwerdt sind grosse Landplagen; aber der Nativitätsteller, wofern es welche gäbe, Nativitätsteller für das ganze menschliche Geschlecht, würden noch weit fürchterlicher als alle diese Uebel seyn.



Von dem Einflusse der schönen Wissenschaften auf das Herz und die Sitten.

Eine Rede, bey dem Antritte der Profeßion.

Aus dem Lateinischen übersetzt.

Ich würde höchst undankbar, und eben so unfähig seyn, den Werth einer Wohlthat zu empfinden, als sie zu verdienen, wenn ich den heutigen Tag, den mir die Gnade des preiswürdigsten Augusts zum rühmlichen Tage macht, nicht für einen der schönsten und glücklichsten meines Lebens hielte. Ich mag die hohen Empfehlungen betrachten, die Ihn bewogen haben, mich mit dem Amte eines öffentlichen Lehrers zu begnadigen, oder die Würde dieses Amtes selbst, oder den Ort, wo ich es führen soll: so finde ich überall Ursachen, mir Glück zu wünschen, die Gnade des Königs zu preisen, und den im Stillen anzubeten, der alle unsre Schicksale lenket. Allein eben diese königliche Gnade, eben dieß rühmliche Amt, eben der Ort, wo ich es führen soll, erfüllen mein Herz mit einer gewissen Furchtsamkeit, von der ich mich nicht anders zu befreyen weis, als wenn ich sie aufrichtig bekenne. Habe ich auch dieß Glück verdienet? Haben die Beförderer der Wissenschaften nicht zu vortheilhaft von mir geurtheilet? Werde ich auch die Pflichten eines öffentlichen Lehrers genug erfüllen, werde ich die Fußtapfen so würdiger

Vor-

Vorgänger, Eure Fußtapfen, Ihr Väter und Lehrer dieser Academie, mit Ruhm betreten können? Haltet, theuerste Commilitonen, haltet dieses nicht für die Sprache einer stolzen Demuth! Nein, ich habe mein Unvermögen stets zu wohl gekannt, als daß ich je nach diesem Amte gestrebt hätte. Ich habe es nicht gesucht, als bis man mir befohlen, es zu suchen. Ich habe ein Amt, dazu man nicht Kräfte genug hat, stets für eine Unehre, und ein Glück, das man ohne Verdienste sucht, für eine gerechte Strafe des Stolzes gehalten. Kann ich nun wohl ohne Furchtsamkeit dieses academische Lehramt übernehmen? Würde ich es nicht noch weniger verdienen, wenn ich stolz genug wäre, es als den Lohn meiner Verdienste anzusehen? Ja, der König hat mir zu viel Gnade erwiesen, und mein Leben, davon vielleicht nur noch der kleinste Theil übrig ist, wird nicht zureichen, sie zu verdienen; aber kein Theil soll davon verstreichen, an dem ich sie nicht mit allem Eifer zu verdienen streben werde. Euch, würdige Lehrer und Väter dieser hohen Schule, Euch nehme ich zu Zeugen meines heutigen Versprechens, und rufe die Vorsicht an, daß sie meine Bemühungen segne, und mich das selige Glück erfahren lasse, durch Ausbildung jugendlicher Seelen, Tugend und Weisheit unter den Menschen befördert zu haben.

Um aber die erste Pflicht meines Amtes zu beobachten, so erlaubet mir, daß ich diese Jünglinge, meine Freunde, und der künftigen Zeiten Ehre, zur Liebe gegen die schönen Wissenschaften aus einem Grunde ermuntre, der mit der Würde des Menschen so genau verbunden ist; daß ich ihnen den Einfluß zeige, den sie in das Herz des Menschen, in die Sitten, und in das gemeine Leben haben.

Niemand läugnet, oder sollte doch läugnen, daß die schönen Wissenschaften den Verstand schärfen, die Einbildungskraft beleben, und das Gedächtniß mit einer Menge von Kenntnissen bereichern, ohne die man sich nie weder in den göttlichen noch in den menschlichen Wissenschaften, weder in den öffentlichen noch in den häuslichen Geschäften, über das

Mit-

Mittelmäßige erheben wird. Ich würde unser Jahrhundert entehren, wenn ich dieß weitläuftig beweisen wollte. Sehet, edle Jünglinge, sehet hier eine ehrwürdige Versammlung von Kennern und Lehrern in allen Arten der Wissenschaften, deren Beyspiele stärker beweisen, als alle Gründe des Redners! Durch welche Wege sind sie bis zu dieser Grösse empor gestiegen? Wodurch erwarben sie sich alle die Verdienste um die höhern Wissenschaften, die wir an ihnen verehren? Wodurch setzten sie sich in den Stand, ihnen so viel Licht, Gründlichkeit, und Anmuth zu geben? Dadurch, daß sie die engen Schranken gewisser Compendien und Systeme ängstlich durchliefen; daß sie ihr Gedächtniß mit einer Menge leerer und trockner Sätze beschwerten? Oder dadurch, daß sie sich eine genaue Kenntniß der Sprachen, Alterthümer und Sitten aller Zeiten erwarben; daß sie die heilige und weltliche Geschichte sorgfältig erlernten; daß sie sich mit den Meisterstücken sowohl der Poesie als Beredtsamkeit bekannt, und den Geist und die Schönheit der alten und neuern Schriftsteller durch Lesen, Nachdenken und Nachahmen sich eigen machten? Es ist wahr, der Name eines grossen Gelehrten wird nicht durch Studieren, nicht durch Regeln, nicht durch Kunst und Nachtwachen allein erworben; es wird Genie, es wird eine gewisse natürliche Grösse und Lebhaftigkeit der Seele erfodert, die den Menschen zu allen grossen Unternehmungen begeistern muß. Allein was vermag das beste Genie ohne Unterricht, ohne Kunst, ohne Uebung? Was wird der größte Geist treffliches hervorbringen, wenn er noch nicht durch Wissenschaften gebildet, noch nicht mit einem Vorrathe schöner und nützlicher Gedanken ausgerüstet, mit einer Menge lebhafter Bilder ausgeschmückt, noch nicht mit den Schätzen der Sprache und des Ausdruckes bereichert ist? Wird man wahr, genau, schön und mannichfaltig denken, wird man sich richtig und lebhaft ausdrücken, wird man lehren, gefallen und das Herz des Menschen rühren können, wenn man sich nicht einen guten Geschmack, eine Kenntniß nützlicher Wahrheiten,

ten, und besonders die Kenntniß des menschlichen Herzens erworben hat? Diese Vortheile schenket uns die Erlernung der schönen Wissenschaften. Aber wie? Sind sie bloß von dieser Seite liebenswürdig? bloß darum so schätzbar, daß sie den Saamen einer reichen Erndte nur in unsern Verstand, nicht aber in unser Herz ausstreuen? daß sie uns nur richtig, schön, und erhaben denken und schreiben, nicht aber gut, schön und edel empfinden und begehren lehren? daß sie uns nur mit feinen und grossen Gedanken, nicht aber mit guten und rühmlichen Gesinnungen; nur mit schönen Ausdrücken und Bildern von dem, was überhaupt in der Natur schön, was recht, was tugendhaft ist, nicht aber mit Neigung und Eifer für die Tugend und Rechtschaffenheit, für das Edle und Erhabne erfüllen? Wenn der Nutzen der schönen Wissenschaften nur auf die Studierstube und den Autor eingeschränkt ist; wenn er uns nicht in die Welt, in die Gesellschaften, in die Geschäfte des Lebens und unsrer Häuser folget; wenn sie unsern Geist nur aufklären, ohne ihn mit guten und edlen Empfindungen zu beleben; wenn sie uns bey einem angebautem Verstande ein rohes und ungebildetes Herz lassen: so höret, Jünglinge, meine Ermahnung, diese Wissenschaften zu erlernen, höret sie nicht; haltet sie für die Sprache der Parteylichkeit, für die verdächtige Stimme des Lehrers, der das nur rühmet, womit er sich beschäftiget, und darum rühmet, weil er sich damit beschäftiget; der nur das anpreißt, was seinem Stolze und seiner Eitelkeit schmeichelt. Aber wenn ich Euch, so weit es die engen Schranken einer Rede, und die kostbare Geduld gelehrter Männer erlauben, wenn ich Euch beweise, **daß eine gründliche Erlernung der schönen Wissenschaften einen grossen Einfluß in unser Herz, in unsre Sitten, in das gemeine Leben hat:** so versaget Eure Liebe und Euren Fleiß diesen Künsten nicht.

Wenn man die schönen Wissenschaften wohl und fleißig studieret, so erwirbt man sich einen gewissen guten Geschmack; das ist, eine zarte, geschwinde und treue Empfindung alles

dessen,

dessen, was in den Werken des Geistes sowohl in einzelnen Gedanken und Ausdrücken, als überhaupt in dem ganzen Baue des Werkes richtig, schön, edel, harmonisch; und auf der andern Seite alles dessen, was fehlerhaft, was matt, was kindisch, was abentheuerlich und mißhellig ist. Diese feine Empfindung, die in dem ersten Falle von einem geheimen Vergnügen, und in dem andern von einem heimlichen Unwillen begleitet wird; dieser gute Geschmack wird uns durch den Gebrauch so natürlich, daß wir ihm nicht allein in unsern Schriften, sondern auch in unsern Gesprächen und Handlungen folgen. Sein Einfluß breitet sich nicht nur über unsre Art zu denken, sondern über unsern ganzen Charakter aus. Er wachet, gleich einem getreuen Aufseher, über alle Pflichten unsers Lebens, und lehrt uns unvermerkt die gute Art, mit der wir sie verrichten sollen. Er machet uns nicht tugendhaft; aber er giebt unsern Tugenden einen Werth und eine Anmuth, die sie ohne ihn nicht haben würden. Wodurch soll ich Euch dieses beweisen? Durch Gründe, die aus der Natur der Seele und der schönen Wissenschaften hergenommen sind; oder durch Zeugnisse und Beyspiele?

Stellet euch einen Freund der schönen Wissenschaften vor; einen Mann, der die Meisterstücke der Alten und Neuen liest, und mit Empfindung liest; der das, was in ihnen schön, edel und groß ist, nicht nur bald entdeckt, sondern dieß Schöne, dieß Edle und Grosse selbst fühlet, und desto stärker fühlet, je mehr ihn der rührende Ton und die lebhaften Bilder, in denen er es ausgedrückt sieht, entzücken; der die grossen Beyspiele der Menschenliebe, der Zärtlichkeit, der Freundschaft, der Dankbarkeit, der Liebe zum Vaterlande, des Heldenmuthes, der wahren Ehrbegierde, die er überall in den Werken des Geistes entdeckt, nicht nur bemerkt, sondern tief, und desto tiefer in sein Herz eindrückt, weil er sie in der liebenswürdigsten Gestalt, in ihrem schönsten Lichte erblicket; stellet euch einen Mann vor, der so die schönen Wissenschaften studieret, so die geistvollen Werke der Alten und Neuern liest, und sprechet, ob der Nutzen von seinem Studieren nur in seinem Verstande bleiben,

ben, oder ob er nicht auch in sein Herz, in seine Sitten, in sein Leben übergehen werde? Wird derjenige, der den Werth der Freundschaft, die Heiligkeit des gegebnen Wortes, das Vergnügen einer edelmüthig erwiesenen, oder dankbar angenommenen Wohlthat so oft empfand; der so oft sich bey einer rührenden Stelle von Zärtlichkeit und Mitleiden durchdrungen, so oft in einem erhabnen Beyspiele zu grossen Entschliessungen begeistert fühlte; wird der im gemeinen Leben so leicht ein undankbarer Bürger, ein harter Hausvater, ein beschwerlicher Ehmann, ein treuloser Freund, ein unangenehmer Gesellschafter, ein kalter und müßiger Zuschauer bey dem Unglücke andrer seyn können? Wird ihn nicht sein Herz, durch die schönen Wissenschaften zur Empfindung des Schönen und Guten gewöhnt, in seinen Handlungen, in seinen Gesprächen, kurz in allen Verrichtungen seines Lebens, wird es ihn hier nicht eben so, wie im Lesen oder Schreiben durch eine geheime Stimme lehren, was bey einem ieden Vorfalle, an jedem Orte, in iedem Verhältnisse schön, gut und wohlanständig, was zu viel und was zu wenig sey?

Ich behaupte hierdurch nicht, daß die Erlernung der schönen Künste uns die Tugend selbst einflösse, sondern nur, daß sie die Tugenden, die wir der Natur, oder vielmehr der Religion zu danken haben, angenehmer und brauchbarer mache. Welcher Vortheil für das gemeine Leben! Um ihn desto deutlicher einzusehen, so stellet Euch den Freund der schönen Wissenschaften, stellet Euch noch einmal einen Mann vor, der aus dem Lesen der Autoren weis, wie viel eine Sache durch die Art, mit der sie gesagt wird, gewinnt, wie man sie vortheilhaft wenden, und dem andern auch das, was er ungern höret, von einer gefälligen Seite zeigen könne; einen Mann, der aus dem beständigen Umgange mit guten Schriften die Kunst gelernt hat, alles was in dem Gedanken oder in dem Ausdrucke niedrig, schmutzig, hart und beschwerlich ist, zu vermeiden, oder zu verbergen, und überall den Wohlstand zu beobachten. Wird dieser Mann, wenn er mit seinen Freunden, mit seinem Weibe, mit seinen Kindern, mit Gönnern,

mit Clienten, mit Fremden spricht und handelt, wird er nicht dieser Empfindung des Wohlstandes, die ihn immer zugleich einem wachsamen Freunde erinnert, unvermerkt gehorchen? Und die feine Art, mit der er die Pflichten der Tugend und Höflichkeit verrichtet, wird die nicht selbst diesen Pflichten einen neuen Werth ertheilen? Wird er beleidigend seyn, wenn er scherzet, mürrisch, wenn er tadelt, gebietrisch, wenn er befiehlt, ruhmredig, wenn er Wohlthaten erzeigt? Wird er in seinen Gesprächen bäurisch und niederträchtig, in seinem Aeusserlichen beschwerlich und ekelhaft seyn? Er, der durch eine feine Empfindung gelehrt, so wohl weis, was in den Werken des Geistes edel, groß, natürlich, frey, was schön und nicht schön sey?

Man glaube also nicht, daß die Erlernung der schönen Künste nur in so weit gut sey, als man ein Autor, oder ein Lehrer derselben werden, als man selbst ein Redner, ein Dichter, ein Geschichtschreiber seyn will. Nein, ihr Geist wird uns als ein treuer Gefährte in allen Verrichtungen des Lebens, in die Geschäfte des Hauses, in die Angelegenheiten des Staats, in die Unternehmungen des Krieges folgen. Er wird den **Cicero** beseelen, wenn er in Rom vertheidigt oder anklagt; er wird ihn auch beseelen, wenn er regieret, wenn er das Feuer der Zusammenverschwörung dämpft, Rom dem Untergange entreißt, wenn er das Schicksal einzelner Personen und ganzer Länder entscheidet. Eben der gute Geschmack, der in seinen Reden herrschet, wird auch da herrschen, wenn er mit seinen Freunden von Hausangelegenheiten redet, wenn er Briefe schreibt. Eben der Geist der Ordnung der Klugheit, der Symmetrie, der den **Paul Aemil** eine Armee vortheilhaft stellen lehret, wird ihn auch ein allgemeines Fest für ganz Griechenland mit einer anständigen Pracht anordnen lehren. Eben die edle Empfindung, die den **Plinius** belebt, wenn er der Lobredner Trajans ist, wird ihn auch beleben, wenn er das Lob seiner Gemahlinn erzählt, wenn er ihr von seiner Liebe schreibt. Eben der Geist der Menschlichkeit, der ihn bewegt, wenn er bey dem Tra-

jan

jan für seine Freunde bittet, wird ihm auch die Feder führen, wenn er die Sache der Christen erzählt. Eben der gute Geschmack, mit dem ein Kaufmann die Werke des Geistes liest, wird ihn auch in seinen Handlungsgeschäften angenehm und beredt, und in seinen Erfindungen neu und sinnreich machen.

Aber, höre ich einige sagen, wenn die Kenntniß der schönen Wissenschaften einen Einfluß in das Herz, in die Sitten und Handlungen des Menschen hat; woher kommen unter denen, die ihr ganzes Leben diesen Künsten gewidmet haben, so viel Ungesittete, Mürrische, Zanksüchtige, Stolze, Wollüstige, woher so viele Pedanten? Wie viele, denen man das Verdienst der Gelehrsamkeit nicht absprechen kann, haben nicht durch die ärgerlichsten Werke, die sie geschrieben, durch die schandbarsten Zänkereyen die guten Sitten entehret? Muß man nicht aus ihren Schriften auf ihren Charakter schliessen? Es ist wahr, dieser Vorwurf beschämt die Liebhaber der schönen Wissenschaften, aber er schadet meiner Sache nicht. Ich habe den schönen Künsten keine Zauberkraft zugeschrieben, die ihre Verehrer auch wider ihren Willen gesittet machte, und ein jedes unedles Herz in ein edles verwandelte. Es ist auch nicht schwer, die Ursachen zu entdecken, warum viele von denen, die sich diesen Künsten ergeben, oft von dem Aeusserlichen und demjenigen, was man den eingeführten Wohlstand nennt, so verlassen sind. Begierig auf ihre Künste, verschliessen sie sich auf ihre Studierstuben und fliehen den Umgang, auf den sie ihre Kenntnisse sollten anwenden lernen. Sie bleiben Fremdlinge auf dem Schauplatze der Welt; ist es zu verwundern, daß sie ihre Rolle schüchtern und ängstlich spielen, wenn sie denselben so selten betreten? Ist es zu verwundern, daß sie bey dem Geschmacke, den sie besitzen, und in Gesellschaften nie genützt haben, Männer ohne Geschmack zu seyn scheinen, und aus Furcht, keine Pedanten vorzustellen, oft Pedanten werden? So gewiß es ist, daß der Umgang allein, ohne Einsicht, ohne Geschmack, uns nichts, als den Ton des Wohlstandes lehret, und blendende Stutzer oder höfliche

Gecken zeugt: so gewiß ist es auch, daß der Geschmack in den schönen Künsten, wenn er nicht auf das gemeine Leben und die Gesetze des Wohlstandes durch den Umgang angewandt wird, keinen Mann von Lebensart bildet. Eben so leicht ist es, die Ursache zu finden, warum diejenigen, die sich diesen Künsten widmen, bey einem gebesserten Verstande immer noch ein ungebessertes Herz behalten, und so leicht stolz und eitel werden. Sie studieren, um viel zu wissen, um tadeln zu können, um andre zu übertreffen; und sie belohnen sich für ihren Fleiß durch den Stolz und die Verachtung der Andern. Sie denken nicht an das, was sie treiben, sondern stets an sich. Sie studieren nicht mehr, um die Schönheiten der Autoren zu entdecken und zu empfinden, sondern um ihre Gelehrsamkeit zu zeigen. Nicht die Wissenschaften also, sondern ihr fehlerhafter Gebrauch zeiget die übeln Sitten vieler Gelehrten. Sehen wir nicht viele selbst die Lehren der Religion, die sie mit ihrem Verstande vollkommen gefaßt haben, durch ein unheiliges Leben entehren? Wollen wir dieses zum Fehler der Religion machen, der göttlichen Religion, die mehr als irgend eine menschliche Weisheit die Kraft hat, Herzen zu bessern? Wie unentbehrlich ist das Licht unsern Augen, und wie gewiß ist es dennoch, daß zuviel Licht blendet! Wird der Wein deswegen, weil er die Kraft hat, die Vernunft zu betäuben, und weil ihn viele bis zur Betäubung mißbrauchen, wird er deswegen aufhören, eine kräftige Arzney, ein köstliches Geschenke der Natur zu seyn? Wenn ich also behaupte, daß die schönen Wissenschaften einen Einfluß in unser Herz, und in unsere Sitten haben: so behaupte ich dieß nur von ihrem rechtmäßigen Gebrauche. Ich lege ihnen nicht eine Kraft bey, jede tief eingewurzelte Neigung auszurotten, und ein lasterhaftes Herz in ein tugendhaftes umzubilden; sondern nur die Kraft, unser Herz guten und edlen Empfindungen aufzuschliessen, und unsre Tugenden zu verschönern, indem sie unsre Einsicht verschönern. Man stelle mir die geizigen Senecas entgegen, die so vortreflich von der Verachtung der Reichthümer geschrieben haben! Ich will es glauben, daß sie geizig gewesen sind; ich behaupte aber zugleich,

gleich, daß sie es ohne Wissenschaft noch mehr, oder auf eine niederträchtigere Art gewesen seyn würden. Aber dein Cicero, der grosse Kenner und Beförderer der schönen Wissenschaften; Er, dessen Geist grösser war, als die Herrschaft Roms; war er nicht eben so stolz als gelehrt? Hat er nicht in seinem Briefe an den Luccejus ein ewiges Denkmal seiner Eitelkeit hinterlassen? Ja, ich gebe es zu. Aber man sey so groß wie Cicero; man habe so viel Rühmliches verrichtet, so viel Treffliches geschrieben, so viel für sein Vaterland gethan; man habe Rom, man habe die Welt beherrscht: und dann, dann wird diese Begierde nach Ruhm wenigstens ein sehr verzeihlicher Fehler seyn.

Man fragt mich vielleicht, ob es nicht viele gebe, welche ohne je die schönen Wissenschaften studiert zu haben, sehr gesittet, und oft gesitteter sind, als die, welche ihre ganze Lebenszeit darauf verwenden? Ich räume es ein, es giebt ihrer viele. Aber man frage zugleich diese Gesitteten nach dem Umgange, nach der Erziehung, die sie gehabt, nach den Büchern, die sie gelesen; und man wird finden, daß ihre Eltern, ihre Lehrer, ihre Freunde, und etliche gute Bücher bey ihnen die Stelle der schönen Wissenschaften vertreten haben. Nicht der, welcher alles gierig gelesen, alle Schätze der Weisheit stolz in sich aufgehäuft, alles was mit der Mine der Gelehrsamkeit schmeichelt, mühsam untersucht, tausend verwickelte Fragen entschieden, tausend philosophische Spitzfindigkeiten erforscht hat; nicht der ist es allemal, der mit Recht sich rühmen kann, die schönen Wissenschaften studieret, für sein Herz studieret zu haben. Ein Andrer, der nur etliche, nur die besten Bücher, fleißig, mit Aufmerksamkeit, mit Empfindung gelesen, so gelesen, daß er sich oft bis zum Schreiben begeistert fühlte; oder der aus dem Umgange mit gelehrten Freunden den Nutzen des Lesens selbst gezogen hat; auch der hat aus den schönen Wissenschaften geschöpft, auch der hat aus ihnen sein Herz und seine Sitten gebildet. Ja ich werde mich nicht verwundern, wenn ein einziges gutes Buch, wenn eine Clarissa oder ein Grandison dem aufmerksamen Leser mehr gute und edle Empfindungen einflösset, als eine ganze Bibliothek moralischer Schrif-

ten dem Gelehrten nicht giebt, der sie nur liest, um sie gelesen zu haben, um davon reden, und mit seiner Belesenheit schimmern zu können. Es bleibt also gewiß; auch bey dem, der sich nicht ganz den Wissenschaften wiedmet, wird eine fleißige Bekanntschaft mit den Werken der Beredsamkeit und Poesie, insonderheit derer, welche für das Herz geschrieben sind; mit den Werken, die uns entweder die Tugenden in ihrer liebenswürdigen Gestalt, oder das Laster von seiner abscheulichen oder lächerlichen Seite zeigen; auch bey ihm wird eine solche Bekanntschaft das Herz nicht nur empfindlich, sondern auf sich und seine eignen Fehler aufmerksam machen. Und so werden die guten und bösen Charaktere in dem Heldengedichte, in der Tragödie, in der Comödie, in dem Romane; so wird eine Fabel, eine Erdichtung besser als Cratippus und Crantor lehren, je weniger sie die Mine des Lehrers verrathen; und einen desto tiefern und dauerhaftern Eindruck zurücklassen, je mehr sie im Lesen entzücken.

Gehet die Zeiten des Alterthums in Gedanken durch; überall werdet ihr die schönen Künste von einer feinen Lebensart und von gesellschaftlichen Tugenden begleitet antreffen. Unter ihren Tritten sproßten, wie die Rosen unter den Füssen der Grazien, die angenehmen und liebenswürdigen Sitten Athens hervor. Mit den schönen Wissenschaften kam die Höflichkeit und Leutseligkeit nach Rom; und nie erschienen sie einem Volke, wo sie nicht alsbald von den Klugen geliebt, und nach und nach von der Menge aufgenommen, ihre Annehmlichkeiten dem gemeinen Leben mittheilten, und nachdem sie die Einsichten des Volks verbessert, auch ihre Neigungen und Empfindungen edler und feiner machten. Und konnte dieß anders seyn? Es ist ein allgemeines Gesetz, eine ewige und unveränderliche Richtschnur für unsern Geist, alles, was ihm unangenehm und beschwerlich ist, von sich zu entfernen, und das zu suchen, was ihm angenehm und schön dünket. Eben die Empfindung von der

Ord-

Ordnung, dem Anstande, der Uebereinstimmung, welche wir in den Werken der Künste, in regelmäßigen und prächtigen Gebäuden, in dem Anblicke vortreflicher Schilderenen, in dem Lesen geistreicher Schriften immerzu wahrnehmen; eben diese Empfindung, die sich hier unvermerkt in unsere Seele eindrückt und in ihr festsetzet, folget uns sodann in die gesellschaftlichen und häuslichen Angelegenheiten, und lehret uns auch hier, ohne daß wir daran denken, die Regeln des Wohlstandes, der Ordnung, der Natur, beobachten, das Rauhe und Gezwungene aus unsern Sitten eben so, wie aus unsrer Art zu denken, verbannen, und wenigstens die äusserliche Gestalt der Gefälligen, der Leutseligen, der Ordentlichen annehmen, um den Beyfall der Andern zu erwerben.

Und was beweise ich viel? Werde ich nicht vielleicht durch meinen Beweis die Gewißheit der Sache geschwächt haben? Ist es das erstemal, daß man einer Wahrheit geschadet hat, weil man sie zu deutlich machen wollte, da sie sich doch mehr empfinden, als beweisen ließ? Das sicherste Mittel, geliebteste Jünglinge, das sicherste Mittel, wie Ihr Euch von der Wahrheit meines Satzes überzeugen könnet, ist, daß Ihr fortfahret, Euch mit allem Eifer den schönen Wissenschaften zu widmen. Ja, verehret sie, liebet sie, ergebet Euch ihnen ganz; und Ihr werdet nicht allein gelehrte und berühmte Männer werden, sondern wie Ihr itzt die wohlgeartesten und liebenswürdigsten Jünglinge seyd, so auch durch Euer ganzes Leben rechtschaffne und zärtliche Freunde, gütige und liebreiche Väter, dienstfertige und großmüthige Gönner, angenehme und gefällige Collegen, beredte und freundliche Hausväter seyn, und dem guten Geschmacke in jedem Alter, in jedem Stande, in jeder Gesellschaft, bey jeder Gelegenheit Ehre machen.

Ich weis, welche Genies, welche Herzen ich ermuntre. Ich weis, meine Bitten, die Beyspiele so viel gros-

ser Männer, die Ihr hier versammelt seht; der würdige Lohn, den die schönen Wissenschaften unter ihre Verehrer austheilen; die edlen Vergnügungen, welche sie begleiten, haben Euch gewonnen. Ich weis, Ihr seyd meine Freunde, und das Exempel Eures Freundes ermuntert Euch. Ist es wahr, daß ich so glücklich gewesen bin, Euch bisweilen durch meine Schriften zu gefallen, Euch zu rühren? Ich habe dieß Glück den schönen Wissenschaften, der Liebe zu dem, was rechtschaffen und edel ist, ich habe also Eure Freundschaft selbst ihnen zu danken. Glaubet Ihr, daß ich so glücklich bin, den Beyfall und die Gewogenheit dieser ehrwürdigen Männer zu geniessen? Ich habe sie der Liebe zu den schönen Künsten, der Liebe zu dem, was rechtschaffen und edel ist, zu danken. Glaubet Ihr, daß hohe Mäcenaten mir dieß heutige Glück zuwege gebracht haben? Ich habe ihre Gnade der Liebe zu den guten Sitten, dem Fleisse in den schönen Wissenschaften zu danken, die sie schützen und belohnen. Treibet, treibet sie fleißig, und Ihr werdet erfahren, wie wahr es ist, was Cicero zu ihrem Lobe saget: Sie nähren die Jugend, und vergnügen das Alter; sie verschönern das Glück, und mildern das Unglück; sie sind ein angenehmer Zeitvertreib auf unsern Zimmer, ohne uns ein Hinderniß in unsern Geschäften zu seyn; sie übernachten mit uns, reisen mit uns, fliehen mit uns vom Geräusche der Stadt zur Stille des Landlebens *. Treibet sie, und Ihr selbst werdet die vortref-

* Haec studia adolescentiam alunt, senectutem oblectant, secundas res ornant, adversis perfugium ac solatium praebent, delectant domi, non impediunt foris, pernoctant nobiscum, peregrinantur, rusticantur.

Or. pro Archia c. 7.

treflichsten Beweise seyn, wie wahr der Gedanke des Poeten ist **:

Treu sich den Künsten weihn,
Macht unsre Sitten mild, und lehrt uns menschlich seyn.

Endlich komme ich zu der wichtigsten Pflicht, die mir der heutige Tag auferlegt, und verehre noch einmal mit lautem Danke die Gnade unsers Königs, die mir dieses Amt anvertrauet hat. Die Vorsicht erhalte ihn und seinen glorwürdigen Erben, und lasse Beide die Belohnung der Tugend, der Menschenliebe und Gerechtigkeit, schon auf Erden in einem langen Leben, und in dem Flore ihrer Länder und Häuser, schmecken. Sie segne die Königinn, und das ganze königliche Haus. Sie mache die Prinzen und Prinzeßinnen zu Beschützern der Weisheit und Tugend, zu Wohlthätern vieler Reiche, und zur Freude des menschlichen Geschlechts. Sie segne die Minister des Königs, und alle seine Räthe, und ihr Name müsse ewig bey den Namen des Rechtschaffnen, der Weisen, und der Menschenfreunde gefunden werden. Sie erhalte die würdigen Lehrer dieser hohen Schule, und gebe, daß ich in ihre Fußstapfen trete. Es blühe diese Academie, sie sey eine Quelle der größten Geister, der schönsten und liebenswürdigsten Sitten; und ewig sey der Name dieser Stadt, der Name Leipzig, Sachsens Zierde, und fremder Länder Bewunderung!

** Didicisse fideliter artes,
Emollit mores, nec sinit esse feros.

Ouid. El. 9. L. II. de Ponto.

Betrachtungen über die Religion.

Es giebt viele, welche die Religion verachten und sie nicht kennen; aber es giebt deren noch weit mehr, die sie hochschätzen, und sie doch nicht kennen. Ich weiß nicht, wer sie mehr beschimpft, ob die ersten durch ihre Verachtung, oder die andern durch ihre äusserliche Hochachtung. Wenn man aber fragt, wer ihr den größten Schaden thut: so kan man dreist antworten, daß es die letzten sind. Ein offenbarer Verächter der Lehre, die uns weise, tugendhaft, und glücklich macht, entzieht ihr durch alle seine unverschämten Beschuldigungen, durch alle seine giftigen Spöttereyen, nichts von ihrer Majestät, und selten einen von ihren vernünftigen und wahren Verehrern. Man haßt seine Frechheit, und sieht ihn als einen Feind des menschlichen Geschlechts an, der mit dem verwegensten Stolze der allgemeinen Stimme der Vernunft und der Empfindung widerspricht, und betrachtet ihn, indem man ihn verabscheut, zugleich mit Mitleiden und Erbarmen. Die Empfindungen des Erlaubten und Unerlaubten, des Guten und Bösen, welche der Allmächtige den Herzen der Menschen eingedrückt hat, sind, so schwach sie auch durch das Verderben der Natur und durch unsre Schuld geworden, noch viel zu stark, als daß sie durch den Eindruck der Ungebundenheit und Frechheit, den ein Unverschämter in unsern Seelen machen will, oder auch zuweilen macht, ganz könnten vertilget werden. Er kann ein gutes und unschuldiges Herz zuweilen überraschen, und die Wahrheit durch seine falschen Gründe auf einige Zeit in demselben verfinstern; aber er kann, und wenn er auch der Verschlagenste wäre, durch alle

Kunst-

Kunstgriffe das Gefühl des Gewissens, und den Saamen der Wahrheit und Tugend nicht in uns ausrotten. Der in uns ist, ist mächtiger, denn der in ihnen ist. Sollte der Herr denen, die nicht reich an Verstande oder Wissenschaft sind, keinen Schild durch die innerliche Empfindung gegeben haben, der sie wider die Anläufe der Ungläubigen in Sicherheit setzte? Man lasse die grossen Geister, oder wenn ich den Namen der Schrift brauchen darf, die Thoren behaupten, daß kein Gott, keine Religion, kein wesentlicher Unterschied unter Tugend und Laster sey. Man lasse sie über das Heiligste kühn herfahren, und die ewigen Gesetze der Gerechtigkeit und Ordnung mit frechen Lippen lästern; die Religion behält doch ihren Glanz, die Tugend behält doch ihre Reizungen, wenn wir sie nur recht kennen. Nicht der allein, der im Himmel wohnt, lacht dieser scharfsinnigen Thoren, nicht allein der Herr spottet ihrer. Nein, er hat unter denen, die er geschaffen hat, gegen einen Unsinnigen, der ihn verunehret, tausend, die ihn mit dem Geiste verherrlichen, in welchem sie die ehrwürdigsten Spuren seiner Gottheit wahrnehmen. Herr, ist nicht schon ein Blick, den wir auf die Werke deiner Allmacht werfen, stark genug, die tiefsinnigsten Beweise eines Freygeistes, der dich uns entreissen will, zu widerlegen? Du, Gott, solltest nicht seyn? Und ich kann nicht mich, nicht die Werke, die um mich sind, betrachten, ohne eine ewige Ursache der Weisheit, der Allmacht, der Ordnung, der Pracht und Schönheit zu denken, die in mir und in diesen Werken herrschen? Du, Gott, solltest nicht seyn? Und gleichwohl sind so viel tausend Beweise da, daß du bist? Ich bemühe mich, eine Welt ohne einige Ursache zu denken, und ich fühle einen unbezwinglichen Widerstand in meiner Seele. Bist du aber der wunderbare Urheber der Menschen und der übrigen Welt, bin ich dein Geschöpf, habe ich alles, was ich habe, von dir: solltest du mich denn um den Gebrauch meiner Kräfte der Seele und des Leibes, mir selber, meiner Willkühr überlassen haben? Ich kann diese

Kräfte

Kräfte so und anders anwenden; sollte es einerley seyn, wie ich sie anwende? Ob ich sie zum Verderben meiner Brüder, oder zu ihrem Besten, zu meiner Ruhe, oder zu meiner Pein gebrauche? Ich höre, wenn ich die Begierden schweigen heisse, eine Stimme in mir, die mir sagt; dieses sey gut, und jenes böse. Von wem kömmt diese Stimme? Ihr will ich folgen. Irre ich, so irre ich mit Vernunft. Aber nein, diese Stimme spricht zu göttlich, als daß sie die Stimme des Irrthums seyn sollte; sie sagt mir, daß ich den Allmächtigen, durch den ich bin, über alles verehren soll. Hierinnen besteht mein Glück und meine Pflicht. Ich frage die geoffenbarte Religion, sie bestätiget diesen Ausspruch, und verwandelt das noch schwache Licht der Vernunft in einen hellen Mittag. Sie läßt so viel Strahlen von der Majestät des Unendlichen hervorbrechen, als meine blöden Augen vertragen können. Hier erblicke ich, wer Gott ist, und was ich bin. Er ist Liebe, Erbarmen, Großmuth, Ordnung, Heiligkeit, Gerechtigkeit, Weisheit, Macht; er ist alles. Und was ist der Mensch? Ein Werk seiner Hände, das sich bemühen soll, so viel von diesen heiligen Eigenschaften an sich zu nehmen, als es fähig ist, und eben dadurch als ein Geschöpf glücklich zu werden, wodurch der Schöpfer selbst selig ist. Schaue, Sterblicher, in diesen Spiegel der Gottheit. Du siehst so viel darinnen, als dir zu deiner Wohlfahrt nöthig ist; sieh nur aufmerksam hinein. Du bist für die Ewigkeit geschaffen, und dieses Leben ist der Vorhof derselben. Diese Welt ist das Land der Prüfung. Deine Jahre sind die Tage des Gehorsams, die du dem Schöpfer schenken sollst, damit du der Herrlichkeit würdig werdest, die er für dich bestimmt, und dir durch das Verdienst, durch die Gerechtigkeit und durch das Blut des göttlichen Erlösers, seines eignen Sohnes, hat erkaufen lassen. Du siehst noch Wolken, die sich vor die göttlichen Geheimnisse dieser Offenbarung ziehen. Aber laß dich dadurch nicht erschrecken, noch auf diese Vermegenheit bringen, das volle Licht entdecken zu wollen. Womit wilst du es thun? Mit deiner

ner Vernunft? Laß ab, die unerforschlichen und ewigen Rathschlüsse des Unendlichen zu ergründen! Wer bist du? Denke an dein Nichts, und sey ehrerbietig gegen den Plan seiner Erbarmung! Die Geheimnisse unsers heiligen Glaubens sind höher, als unsre Vernunft. Du sollst sie nicht glauben, weil du sie begreifen kannst: sondern deswegen, weil du ihre Beweise begreifen kannst, und weil dir diese sagen, daß jene göttlich sind. Erstaune und zittre, wenn du an einen göttlichen Erlöser denkst, der ein Mensch war, wie du, die Sünde ausgenommen, der die Schwachheiten und die Bedürfnisse der Natur eben so fühlte, wie wir, der eben, wie wir, von den Versuchungen zum Bösen beunruhiget wurde, der als ein gemeiner Sterblicher umhergieng und wohlthat, und doch nicht so viel hatte, wo er sein Haupt hinlegen konnte; den zu verachten und zu verfolgen, die Klugen und Blöden, die Weisen und die Thoren, die Mächtigen und die Geringen sich vereinigten; der endlich unter den Geisseln seiner boshaften Geschöpfe, und doch zugleich seiner Brüder, die Schmach der Tugend fühlte; den man mit dem Hauche lästerte, den er selbst in dem Munde der Lästrer erhielt; den man mit der niederträchtigsten Verspottung belegte, der ein Spiel der Barbaren, und zuletzt, nach seiner Strafe zu urtheilen, ein unglückseliger Missethäter war, der so gar das Glück der größten Böswichter nicht genoß, das traurige Glück, unter seinen Martern bedauert zu werden; der selbst am Kreuze ausrief: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Erstaune über alle diese Gegenstände, und fange an zu zweifeln, ob er von Gott gesandt war. Aber sieh nunmehr auf die Unschuld seines Lebens, auf die Vortreflichkeit seiner Lehre, auf die göttliche Standhaftigkeit zurück, mit der er alle diese Schmach, alle diese Leiden ertragen; sieh auf die übermenschliche Großmuth, mit der er unter den größten Martern sich seiner Henker noch annimmt; Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun! Siehst du da nichts mehr, als einen elenden Sterblichen?

chen? Sieh auf die Wunder, mit welchen er in seinem Leben, in seinem Tode, und nach dem Tode seine Lehre und unsern Glauben bekräftigte, und sage, siehst du nichts Göttliches? Er stirbt als ein Mensch, wenn du auf sein Kreutz blickest. Aber, warum verliert die Sonne zu gleicher Zeit ihr Licht? Warum erzittert die Erde? Warum gehen die Todten aus ihren Gräbern hervor? Ist der Heiland immer nichts mehr, als ein Mensch, wenn er an dem dritten Tage aus dem Grabe hervorgeht, wie er in seinem Leben prophezeiht hatte; wenn er endlich, nachdem er vierzig Tage sein neues Leben bewiesen, in einer Wolke vor den Augen seiner Brüder die Erde verläßt, und den Himmel triumphirend einnimmt; wenn er am Pfingstfeste den verheißnen Geist der Wunder zu seinen Aposteln herabsendet, und sie durch ihn mit übernatürlichen Gaben ausrüstet; wenn er einige Zeit darauf bey Damascus, von einem göttlichen Lichte umglänzt, selbst wieder erscheint, und aus seinem eifrigsten Verfolger seinen muthigsten Bekenner macht? Ist die Erfüllung so vieler Prophezeihungen von ihm, durch die alle, auch die besondersten Umstände seines Lebens, so viele Jahrhunderte vorher abgezeichnet wurden; sind seine eigne Prophezeihungen, die er uns von der Verwüstung der Stadt, in der er ermordet worden, von der unseligen Zerstreuung des Volks, das ihn umbrachte, und von seiner fortdauernden Erhaltung gegeben, und göttlich erfüllet; sind die Wunder, mit welchen eine Hand voll elender und verachteter Menschen, denen von allen Enden widersprochen ward, die Lehre von dem gekreuzigten Erlöser in alle Welt ausbreiteten, die Lehre, die den natürlichen Neigungen wegen ihrer Reinigkeit, die sie fodert, die den Vorurtheilen der Heiden und Jüden, dem eingeführten Götzendienste, der Weisheit der Klugen, dem Stolze der Natur so sehr zuwider war; die, ohne die Waffen der Beredsamkeit und Gewalt, ohne Hofnung zu irrdischen Vortheilen, Hoheiten, Reichthümern, Wollüsten, un-

ter

ter der Erwartung und Vorherverkündigung der Schmach, der Verfolgung des Todes, sich dennoch so viele tausend Bekenner erwarb; sind diese und andere Beweise nicht begreiflich und stark genug, dich zu bewegen, das Geheimniß einer Erlösung zu glauben, die du auch alsdenn noch nicht verstehen würdest, wenn du auch den Verstand der Seraphinen besässest? Findest du einen Widerspruch in dem Glauben, daß der Erlöser ein Mensch, und doch auch Gott war: so verlache ihn; denn Gott kan dir nichts aufdringen wollen, das der Vernunft, die er dir zur Wegweiserinn gab, widersprechen sollte. Findest du aber nur, daß dir diese Vereinigung unbegreiflich ist: so denke daran, daß du ein Mensch bist, und daß du nicht begreiffen kannst, wie dein Geist in deinem Körper wohnen kann, ob du gleich fühlst, daß er darinnen wohnt. Wie viel mehr wird dir die Vereinigung der Gottheit und Menschheit ein ewiges Geheimniß bleiben müssen! Findest du eine Sittenlehre, die mit der Vollkommenheit deiner Natur, mit der Ruhe der Welt, mit deinen unauslöschlichen Wünschen nach einer beständigen Zufriedenheit besser übereinstimmt, als die Lehre Christi; findest du eine Lehre, die dir im Glücke mehr Mäßigung, im Elende mehr Trost geben, die das Gewissen, das Schrecken der Laster, die Furcht des Todes, des Gerichts, der Ewigkeit, besser stillen kan; findest du ein Mittel, das dich von deinen thörichten Einbildungen, von deinen stürmischen Lüsten, von Stolz und unseliger Eigenliebe, von der Tyranney der Sinne besser befreyen, vor den Vorurtheilen der Unverständigen und Frechen sichrer bewahren, dich mit geringerer Mühe und doch gewisserm Erfolge weise, tugendhaft, gelassen, zufrieden, und hier und in Ewigkeit glücklich machen kann: so verachte die Religion. Sie ist gewiß nicht von Gott, wenn noch ein besseres Mittel vorhanden ist, uns zur Glückseligkeit zu bringen. Aber, wenn du auch kein seliger Mittel findest, und doch dieses verachtest, das alle Kennzeichen eines

nes göttlichen Ursprungs hat: so bist du schon allein deswegen, weil du deinen eignen Nutzen so wenig kennst und in Acht nimmst, nicht werth, unter die Vernünftigen gezählt zu werden. Verleitet dich aber nur die Mühe, welche die Erkenntniß und Ausübung der Religion fodert, die Religion zu verachten: so verachte doch alle menschliche Künste und Wissenschaften; denn kein Mensch fasset und treibt sie ohne Mühe. Du denkst vielleicht, du würdest glücklicher seyn, wenn dir Gott eine Religion gegeben hätte, die allen deinen Neigungen gemäß, und das Gegentheil der itzigen wäre. Ist dieses dein Ernst? Möchtest du wohl in einer Welt voll Räuber, Ehebrecher, Todtschläger, Trunkenbolde, Verläumder, Unverschämten und Geizigen wohnen? Glaubtest du in der Gesellschaft solcher Menschen zufrieden und glücklich zu seyn? Würde dieß zu deiner Ruhe dienen, wenn du wüßtest, daß nach diesem Leben nichts mehr vorhanden wäre? Würdest du nach einem Leben voller Mühe und Elend wohl zufrieden seyn, daß du gelebt hättest, oder würdest du nicht im Tode der Stunde deiner Geburt fluchen? Wenn du alles wohl überlegen wirst: so wirst du sehen, daß, wenn die Religion ein Mittel seyn sollte, die Menschen in diesem Leben und in dem zukünftigen ruhig und glückselig zu machen, daß sie uns, sage ich, auch nothwendig auf den Weg des Glaubens, der Gottseligkeit, und der Liebe führen mußte. Und dennoch siehst du die Religion mit Verachtung an? Du mußt dich und sie wohl nicht kennen.

Eine Sache verachten und sie nicht kennen, ist lächerlich. Aber eine Sache hochschätzen und sie nicht kennen, ist dieses weniger unvernünftig? Es giebt Leute, die der Religion alle äusserliche Ehre erzeigen, die sie mit ihren Lippen und Geberden ehren und vertheidigen, die man kaum durch Martern der Henker dahin bringen würde, zu behaupten, daß sie nicht von Gott wäre, und die sie dennoch in ihrem Herzen und mit ihrem Wandel mitten unter ihrem Eifer schänden. Ist

es

es möglich, daß diese Leute die Religion kennen, so muß es auch möglich seyn, zugleich sehend und blind zu seyn. Die Absicht der Religion besteht darinne, daß sie unsre falschen Begriffe reinigen, die Neigungen unsers Herzens bessern, in Ordnung bringen, und sie und unsre Handlungen den Gesetzen der Vernunft und Tugend unterwerfen, uns mit uns selber eins, Gott ähnlich, und uns daher zufrieden machen soll. Wer diese Absicht bey der Religion nicht sieht, der kennet sie ganz gewiß nicht, so, wie eine Religion gekannt seyn will; er habe auch alle ihre Lehrsätze und Gebothe in dem Gedächtnisse. Allein, wie viel Menschen giebt es nicht, wenn wir auf ihr Verhalten sehen, welche die Religion für nichts als einen Trost ansehen müssen, dessen man sich zuweilen erinnern soll, und den man sich auch durch den Teufel nicht soll rauben lassen, und sonst für nichts weiter! Heißt aber dieß die Religion kennen, so ist nichts leichter in der Welt zu fassen, als sie, und nichts lächerlicher, als die Mühe, die man sich um sie giebt. Denn den Gedanken, daß mich Gott durch den Erlöser, ungeachtet daß ich ein Bösewicht bin und bleibe, doch selig machen wird, diesen Gedanken in sich zu erhalten, kostet wenig Schwierigkeit, und alle Menschen können sich die Seligkeit gewiß versprechen, wenn nichts weiter, als diese betrügliche Ueberredung dazu nöthig ist. Man darf nur ein wenig die Welt und das Herz der Menschen kennen, wenn man wissen will, wie viel diese unheilige Hochachtung der Religion dem Wachsthume der Wahrheit und Gottseligkeit Schaden thut.

Aber, warum kennen doch so wenig Menschen die Religion? Man kann tausend, und vielleicht so viel besondere Hindernisse finden, als Menschen sind. Eine von den ersten Ursachen ist unstreitig die geringe Mühe, die wir bey erwachsenen Jahren auf die Religion wenden. Die Wissenschaft der Seligkeit hat das mit allen menschlichen Künsten und Wissenschaften gemein, daß sie zuerst mit dem Verstande gefaßt werden muß, ehe sie durch die Anwendung unser wahres

Eigenthum wird, Wer hat aber jemals die leichteste Wissenschaft ohne Fleiß und anhaltende Mühe in seinen Verstand gebracht? Oder wer vergißt sie nicht wieder, wenn er die Theile, woraus sie besteht, nicht immer seinem Geiste von neuem vorhält, und die Lücken, die in derselben durch die Zerstreuungen des Lebens entstanden sind, wieder ausfüllt? Warum will man dieses Recht nicht ebenfalls der Religion wiederfahren lassen? Verdient sie es nicht, oder hat uns Gott versprochen, uns ihre Lehren durch eine unmittelbare Einsprache einzuflössen, und uns ohne unsere Mühe in der Ueberzeugung von ihren Wahrheiten zu erhalten? Ist es genug, sie sich den Worten nach in der Jugend bekannt machen zu lassen? Ist es denn bey aller Unterweisung wohl möglich, daß wir in dem Alter, in welchem wir fast nichts, als den Gebrauch eines noch leeren Gedächtnisses und einer rohen Einbildungskraft haben, ist es wohl möglich, daß wir die Hoheit der Religion da können einsehen lernen? Und wenn es auch möglich wäre; wird nicht der Vorrath der göttlichen Weisheit unter den Zerstreuungen des Lebens bald in unsern Seelen verlohren gehen? Werden die Eindrücke ihrer Lehren nicht durch so viel tausend fremde Vorstellungen nach und nach verlöschet werden? Wird die Ueberzeugung von der Schönheit, Heiligkeit und Göttlichkeit der Religion immer in einem Geiste lebendig bleiben, der durch so viel tausendfache Sorgen, Absichten, Wünsche und Begierden bestürmt wird, die auf ganz andre Dinge gerichtet sind, als auf Weisheit und Tugend? Man habe einen noch so reichen Schatz von Erkenntniß und Weisheit; unser Geist, so lange er mit dem Körper verbunden ist, bleibt stets ein Geist, der durch die Schmeicheleyen der Einbildung, durch die Gewalt seiner Sinne, durch die Süßigkeiten der Lüste, durch das Geräusche der Welt, durch Ehre und Schande, durch Reichthum und Armuth, durch Arbeit und Müßiggang, durch Vergnügen und Schmerz, durch alles, was uns angeht, mit einem Worte, durch ein Nichts, in der Ueberzeugung von unsichtbaren Dingen und in den Bemühungen

gen der Tugend gestöret werden kann. Dieß lehrt uns die Schrift, das Beyspiel der größten Männer unter den Gottseligen, und unsre eigne Erfahrung sagt es uns alle Tage. Warum wollen wir denn dieser Erfahrung nicht gemäß handeln, und uns beständig in dem Erkenntnisse der Religion üben, weil wir fast beständig in den Geschäften dieses Lebens etwas davon einbüssen? Wie einfältig und begreiflich ist diese Wahrheit: Ein Gut, dessen ich leicht verlustig werden kann, und das mir doch zu meiner Ruhe unentbehrlich ist, muß ich sorgfältig bewahren; ein Gut, dessen Werth sich verringert, so bald ich mich nicht mehr bemühe, es zu vermehren, muß vermehret werden, wenn ich anders weise handeln, und durch den Besitz desselben glücklich werden will! Der Blödeste unter den ordentlichen Menschen richtet sich nach diesen Regeln in dem gemeinen Leben. Warum wollen wir denn diese unwandelbaren Gesetze der Vernunft nicht in dem Leben der Christen gelten lassen? Will die Religion, das wichtigste Geschäfte der Sterblichen, nur träge und unaufmerksame Seelen haben, da doch die niedrigste Beschäftigung unsers Lebens Fleiß und Aufmerksamkeit erfodert? Ein Kluger schenkt keiner Sache seine Bemühungen lieber, als derjenigen, die ihn am meisten belohnt. Warum wenden denn die Klugen nicht mehr Fleiß auf die Religion und Gottseligkeit, welche doch die Verheissung dieses und des zukünftigen Lebens hat, der größte Gewinn, aber auch ein solcher Gewinn ist, den niemand erhalten wird, als der darnach ringt, und das, was er hat, fest hält, wie die Schrift redet, damit ihm niemand diese Krone, diese selige Hofnung auf die Gnade des Allmächtigen raube?

Eines der schlimmsten Vorurtheile wider die Religion ist der fürchterliche Gedanke, daß sie eine traurige Lehre sey, die uns das Vergnügen dieses Lebens und des Umgangs mit der Welt benehme. Man glaubt, man müsse sein eigner Feind werden, um ein Freund der Tugend zu seyn, und aufhören ein Mensch zu seyn, um ein Christ zu werden.

Aber wer kann sich Gott so grausam denken? Ist er denn ein Peiniger der Menschen? Oder will er, daß sie so zufrieden seyn sollen, als es möglich ist? Der Gott, der mich in eine Welt gesetzt hat, die mit so vielen Schönheiten prangt, und mich so gebauet hat, daß ich von ihnen alle Augenblicke kann gerühret werden, der sollte haben wollen, daß ich in dieser Welt allen angenehmen Empfindungen absagen, und mich in ein fühlloses Bild verwandeln sollte? Wer kann dergleichen Widersprüche vereinigen? Aber gleichwohl verbietet uns die Religion so viel Vergnügungen! Ich läugne dieses nicht. Aber was für Vergnügungen? Keine, als diejenigen, die mit der Ruhe der Seele und der Natur des Leibes, mit der Wohlfahrt der Gesellschaft und unserm ewigen Glüke nicht bestehen können. Man sehe sich nur stets als ein Geschöpf an, das mit einem unsterblichen Geiste begabt ist, das auf dieser Erde nach einer andern Welt, und zugleich nach einem vollkommenen Glücke eilet; und alsdenn untersuche man, ob uns die Religion das Leben bitter, oder angenehm mache. Die Wollust, die Trunkenheit, der Neid, die Rache, die Verläumdung, der Stolz, der Geiz; alle diese Leidenschaften sind uns verboten, und ich gebe es zu, daß alle diese Laster mit vielen Annehmlichkeiten verknüpft sind. Allein der muß sehr blöde seyn, oder durch seine Lüste geblendet werden, der nicht sieht, daß die Unlust, die mit diesen Lastern bald oder spät verknüpft ist, unendlich grösser sey, als jenes flüchtige Vergnügen, das sie gewähren. Entzieht uns nun wohl die Religion die Vergnügungen des Lebens, wenn sie diese unruhigen und wütenden Begierden dämpft, die eben dadurch wachsen, daß wir sie sättigen? Sie verbietet uns die Unkeuschheit, und preist uns eine vernünftige Liebe an. Ist dieß eine rauhe Religion? Sie verbietet uns den Geiz, und heißt uns nur so weit nach den Gütern dieses Lebens streben, als sie uns das kurze Leben leicht und angenehm machen. Ist dieß eine traurige Religion? Sie will nicht, daß wir unsre Ehre bloß in den Meynungen der Sterblichen, die eben sowohl Thoren und Blöde sind, als wir, suchen. Sie gebietet uns, nach dem Zeugnisse eines

nes guten Gewissens, und nach dem Beyfalle der hohen und seligen Geister, der tausendmal tausend zu streben, die vordem Throne des Höchsten in Weisheit und Gerechtigkeit stehen; nach dem Beyfalle unsers Erlösers, der die Vollkommenheit ist, und die Vollkommenheit allein kennt; mit einem Worte, nach der Ehre bey Gott zu streben, und unsern Ruhm in der Beobachtung unsrer Pflicht, in edlen Absichten und Neigungen, in nützlichen Thaten, und nicht in vergänglichen und nichtswürdigen Dingen zu suchen. Kann man eine solche Religion der Grausamkeit beschuldigen? Herr, öfne uns doch die Augen, daß wir die Wunder an deinem Gesetze erkennen, und durch die Tugend und Ordnung gerühret werden, die du uns darum befohlen hast, weil sie uns glücklich macht, und weil du ohne sie selbst nicht Gott seyn könntest!

Alles genau gegen einander abgewogen, so sind die Annehmlichkeiten, die uns die Religion entzieht, nichts gegen die göttlichen Freuden, mit denen sie uns erfüllt. Sie entzückt nicht allein den Verstand durch ihre Schönheit; nein, die Religion läßt sich empfinden, und eben deswegen ist sie ein Mittel, alle Menschen an sich zu ziehen, weil alle Menschen ihre Kraft und den Frieden, den sie dem Herzen giebt, schmecken können. Alles genau gegen einander abgewogen, so sind die Beschwerlichkeiten der Tugend nichts gegen die Plagen und Mühseligkeiten, welche das Laster mit sich führt. Es sey ein grosses Opfer, seinen liebsten Neigungen abzusagen! Bringen wir denn der Tugend dieses Opfer nur als elende Sklaven, die einem tyrannischen Gebieter gehorchen? Oder geben wir ihr ein kleines und flüchtiges Vergnügen hin, damit wir von ihr ein dauerhaftes und unendliches bekommen? Wird denn also ein Herz, das sich durch die Religion heiliget, in einem so traurigen und elenden Zustande seyn, als uns unsre Einbildung bereden will? Und wird nicht vielmehr ein solches Herz alle die Annehmlichkeiten dieses Lebens erst darum recht schmecken, weil es seines ewigen Vergnügens vollkommen versichert ist? Sollte denn die Un-

gebundenheit, nach seinen Lüsten zu handeln, ein so grosses Vergnügen seyn, wenn wir bey derselben von der traurigen Möglichkeit gequält werden, daß wir vielleicht ewig unglückselig, und der Rache eines Gottes ausgesetzt sind, der kein Gott wäre, wenn er nicht so unendlich gerecht wäre, als er gütig ist; eines Gottes, der uns versichert hat, daß es ihm unmöglich sey, einen Menschen glücklich zu machen, der ihm widerstreht? Ein Vergnügen, bey dem ich den Tod nicht ohne Schrecken ansehen kann, ist bey der Vernunft kein Vergnügen; und nur Vergnügungen dieser Art entzieht uns die Religion. Wollen wir sie immer noch für eine Tyrannin halten? Nachdem sie uns das Leben süsse gemacht hat, hilft sie uns endlich den Tod, der der Natur so schrecklich ist, leicht, und warum soll ich nicht sagen, angenehm machen. Wir müssen alle sterben, wir zittern alle vor dieser Nothwendigkeit, wir müssen sie alle Tage und Stunden gewärtig seyn; und wir wollen uns die Religion nicht zu eigen machen, die uns die Bitterkeit des Todes versüssen, und den Himmel ersiegen hilft? Wem der Tod nicht schrecklich ist, dem muß alles andre erträglich und leicht seyn. Zu dieser Hoheit des Gemüths, zu diesem Heldenmuthe, den uns die ganze Natur, den uns Kunst und Fleiß nicht schaffen können, hilft uns die Religion; und wir wollten sie ein trauriges Geschäfte heissen, und sie nicht mit aller Hochachtung annehmen, und ihr nicht die Aufmerksamkeit, den Fleiß, die Untersuchung, die Uebung schenken, die wir dem einzigen Mittel zu einer immerwährenden Zufriedenheit schuldig sind? Das kann ich nicht glauben. Ich glaube vielmehr, daß die meisten Menschen die Religion nicht kennen, und deswegen nicht kennen, weil sie nicht wollen.

Von

Von den

Fehlern der Studierenden

bey der

Erlernung der Wissenschaften,

insonderheit auf Academien.

Eine Rede,

bey dem Beschlusse der öffentlichen Vorlesungen gehalten.

Meine Herren,

Ich wage es, bey dem Beschlusse meiner Vorlesungen, vor Ihnen von einer Sache zu reden, die nicht angenehm, nicht neu ist, und die wegen ihres Inhalts geschickter zu seyn scheint, mir ihre Aufmerksamkeit, die ich doch wünsche, und ihre Gewogenheit, die ich so lange zu verdienen gesucht habe, vielmehr zu entziehen, als zu erwerben. Ich will Sie von **einigen der vornehmsten Fehler unterhalten, die man bey der Erlernung der Wissenschaften, insonderheit auf Academien, zu begehen pflegt.** Verrathe ich dadurch nicht einen Verdacht wider Sie, und erwecke ich nicht zugleich bey Ihnen einen wider mich? Warum wähle ich eben diese Materie? Bringt mich vielleicht mehr die Begierde zu tadeln, als das Verlangen zu bessern, auf diese Wahl? Ist es der Stolz des Lehrers,

der mir diesen Inhalt eingegeben hat? Der Stolz eines Lehrers, der Fehler findet, weil er sie finden will, der sie redneriſch vergrössert, um sie schön zu beseufzen? Ich weis, meine Herren, daß Sie zu gut von mir urtheilen, als daß Sie sich diesen Verdacht erlauben sollten. Ich beschuldige Sie der Fehler nicht, von welchen ich reden will; und wenn Sie auch einige derselben an sich fänden: so werde ich eben dadurch, daß ich Sie davon befreyen will, mehr wahre Hochachtung für Sie bezeugen, als wenn ich Sie durch Lobsprüche über alle Fehler im Studieren hinwegsetzte. Und wie könnte Personen von Ihrem Charakter der Inhalt meiner Rede zur Last seyn? Die Ausführung kann Ihnen mißfallen, wenn ich nicht Einsicht, nicht Erfahrung, nicht Beredtsamkeit genug habe, meine Rede lehrreich, lebhaft, und ihrer Aufmerksamkeit werth zu machen; aber der Inhalt nicht. Nur kleine Geister, die zu träge und unmächtig sind, Lob zu verdienen, werden erbittert, wenn man sie tadelt; aber edle Gemüther, wie die Ihrigen, verlangen, daß man ihnen die Fehler zeige, um sich vor denselben zu hüten, oder sie rühmlich abzulegen. Ich kann also ohne Furcht reden, wenn ich mit der Aufrichtigkeit rede, welche ein Lehrer seinen Commilitonen schuldig ist, und mit der Liebe zur Wahrheit, ohne welche der beste Redner ein Schwätzer wird, und, indem er nur für seine Eitelkeit, und nicht für seine Sache spricht, die Ehre des Verstandes dem Ruhme des Witzes aufopfert.

Es ist schwer, ja es ist unmöglich, alle die Fehler zu bestimmen, oder zu sammeln, die man bey dem Studieren auf Academien zu begehen pflegt. Ein jeder kann nach dem Genie, das ihm eigen ist, nach den besondern Umständen, darinn er sich befindet, nach dem Stande, in welchem er gebohren ist, auch eigne und besondre Fehler an sich haben. Wir wollen nur die allgemeinen aufsuchen, und bis auf ihre Quellen zurückgehen. Man fehlt bald in der Absicht und den Bewegungsgründen, bald in der Ausführung, oder

oder der Art, mit der man studieren soll, bald in beiden zugleich.

Die besten Absichten, das Verlangen, unsern Verstand mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern, unser Herz edelgesinnt und rechtschaffen zu machen, uns zum Dienste des Vaterlandes, der Welt vorzubereiten; dieses Verlangen sollte uns unstreitig bey unsern Studieren beleben. Die Vorstellung, daß es unsre Pflicht ist, die Kräfte unsers Geistes zur Ehre seines Urhebers zu verwenden, sollte uns regieren, uns die Mühe des Fleisses, des Nachdenkens, versüssen, welche die Arbeiten des Verstandes kosten. Der Gedanke, du bauest dein eigen Glück, du schaffest deine eigne Zufriedenheit, du beförderst die Ordnung, die Ruhe der Welt, indem du studierest, sollte uns am Morgen beseelen, wenn wir in das Feld der Künste und Wissenschaften eilen, und uns am Abend belohnen, wenn wir aus demselben zurückkehren. Die Ueberzeugung von unsern Fähigkeiten zum Studieren, die Ueberzeugung, du kannst in dieser Beschäftigung, vermöge deiner natürlichen Gaben, als ein Gelehrter künftig den meisten Nutzen stiften, die Stelle eines Mitbürgers in der Welt am würdigsten behaupten; das geheime Gefühl des Schönen an den Künsten und Wissenschaften sollte uns in unserm Fleisse stärken, sollte uns die tausendfachen Hindernisse überwinden helfen, die uns auf der Bahn der Gelehrsamkeit aufstossen, sollte uns beruhigen, wenn wir das nicht so bald erreichen, was wir gern erreichen wollten, sollte uns beherzt machen, die Liebe zur Gemächlichkeit, zum Vergnügen, zur Eitelkeit zu besiegen, sollte uns sorgfältig machen, die Zeit sparsam einzutheilen, klug, den Verführungen müßiger Freunde und dem Eindrucke des schlimmen Beyspiels auszuweichen.

Aber sind dieses wohl die Triebfedern, die uns bey dem Studieren in Bewegung setzen? Legen wir uns in unsern jüngern Jahren deswegen auf die Wissenschaften, um unsern Verstand und unser Herz zu bessern, oder mehr um den

eitlen Namen und die Freyheiten eines Gelehrten zu erlangen? Deswegen, um der Welt mit unsern Wissenschaften zu nützen, oder, um damit zu pralen, und uns groß zu machen? Ist es die Stimme der Pflicht, der innerlichen Neigung, die uns zu den Künsten ruft, oder die Stimme des Vorurtheils, des Beyspiels unsrer Freunde, des Eigensinns der Eltern, der Vortheile, des Vorzuges, den die Gelehrten vor den übrigen Ständen haben? Ist es die angestellte Prüfung unsrer Kräfte, das Urtheil der Verständigen, die Ueberzeugung, daß wir in dem gelehrten Stande der Welt am nützlichsten werden können, ist es dieses, was uns denselben zu ergreifen und zu behaupten befiehlt? Oder ist es die Liebe zur Freyheit, zur Ungebundenheit, zur Bequemlichkeit, die wir bey dem Geschäfte des Studierens am ersten zu befriedigen hoffen? Wie oft studiert der Arme und Niedrige, um reich und groß, der Reiche und Vornehme, um noch reicher, noch vornehmer zu werden, oder um den Vorwurf nicht zu dulden, daß er nicht studiert hätte! Dieser widmet sich der Gelehrsamkeit, weil es die Mode mit sich bringt, jener weil er seines Vaters Amt wünschet, ein andrer, weil ihn der Titel rührt, und vielleicht ist die Anzahl derer nicht klein, welche es thun, ohne zu wissen warum. Viele haben zu wenig Kenntniß von sich und den Wissenschaften, um zu wissen, ob sie Geschicklichkeit dazu haben; sie studieren aus Blindheit. Viele halten eine blosse Lust zu den Büchern für das Genie zu den Studieren; und hintergehen sich. Viele werden von unwissenden Lehrern und Freunden für geschickt zum Studieren erklärt; und lassen sich betrügen.

Alle diese unedlen Absichten haben einen schlimmern Einfluß in die Wissenschaften, in die Welt, und in diejenigen, in welchen sie herrschen, als man denkt. Und warum, sagt man? Was liegt der Welt an den Absichten, aus welchen wir etwas nützliches unternehmen; genug, wenn die Unternehmung erfolgt? Kann man es, wenn man sonst Genie hat, nicht immer hoch in den Wissenschaften bringen, wenn

man

man gleich aus Eitelkeit, aus Ehrgeiz, aus Gewinnsucht studieret? Ist derjenige, der groß, berühmt, begütert durch die Wissenschaft werden will, weniger genöthiget, Fleiß auf dieselben zu wenden, als ein andrer, der aus Geschmack, aus Liebe, aus Pflicht studieret? Sind unsre Leidenschaften nicht oft gewaltigere Triebfedern zu grossen Dingen, als alle Gründe der Vernunft und Tugend? Kan man etwan kein grosser Redner, kein gründlicher Weltweiser, kein kluger Arzt, kein trefflicher Rechtsgelehrter werden, als aus Liebe zur Welt? Nun, ich gebe es gern zu, daß wir durch den Befehl der Eigenliebe angefeuert, durch die reizenden Aussichten der Ehre, der Hoheit, des Vermögens belebt, nicht allein die beschwerlichsten, sondern auch die nützlichsten Bemühungen in den Wissenschaften unternehmen können. Ich verlange nicht, daß das Herz der Studierenden ohne alle Leidenschaften seyn soll; dieses ist stoischer Unsinn. Sie sind uns und der Welt nützlich; und Geschenke der Vorsehung müssen wir nicht von uns werfen; aber wir müssen sie auch in der Absicht zu gebrauchen wissen, zu der sie bestimmt sind. Die Ehre, eine Belohnung des Fleisses, kann uns im Studieren beleben; aber sie soll uns nicht regieren. Viele Dinge kommen uns rühmlich vor, und viele Bemühungen werden von andern für rühmlich erklärt, die doch weder gut noch nützlich, ja die der Welt oft schädlich sind. Was ist, um nur ein einziges Beyspiel zu geben, die fruchtbarste Quelle der Freygeisterey und des Scharfsinns, den man angewendet hat, die Religion zu bestreiten? Meistentheils eine ungezäumte Begierde nach Ruhm, ein Geiz auf die Aussprüche eines grossen Verstandes, der, zu stolz, sich von gemeinen Meynungen regieren zu lassen, die Einsichten ganzer Nationen übertreffen will; eine Begierde, sich alles zu erlauben, und bey dem Kützel der Ungebundenheit noch die Ehre eines grossen Geistes zu erlangen.

Leute, die aus den gewöhnlichen Absichten studieren, bestrafen sich in ihrem künftigen Leben oft selbst. Die Bewundrung, der Beyfall der Welt, sind nicht allzeit

ein so zuverläßiger Lohn der Gelehrsamkeit; und man versagt denen die Ehre am ersten, die es am meisten verrathen, daß sie dieselbe suchen, und daß sie bloß aus Ehrgeiz die Wissenschaften getrieben haben. Ihre Absicht, ihr Herz geht in ihre Arbeiten, in ihre Art zu denken, über; und ein stolzer Ton verräth gemeiniglich den Geist eines solchen Gelehrten, und empört die Gemüther wider ihn. Wie unruhig müssen wir nicht am Ende werden, wenn wir sehen, daß uns die Gelehrsamkeit nicht zu den Stufen der Ehre oder des Reichthums erhebt, die wir beständig im Auge gehabt haben! Werden wir nicht die Welt hassen, weil wir sie für undankbar ansehen; und werden wir nicht gelehrte Menschenfeinde werden, weil wir nach unsern Gedanken so unglücklich sind, ohne Belohnung gearbeitet zu haben? Gesetzt aber, daß man seine Endzweke erreicht, wird nicht die unreine Quelle unsres Fleisses in alle unsre Kenntnisse einfliessen, und sie vergiften; und wenn sie auch uns nicht schadet, doch der Welt schaden? Ein stolzer, ein geiziger, ein eitler Gelehrter, ist ein beschwerliches, und für die Ruhe seiner Mitbürger gefährliches Geschöpf. Er verhindert den Nutzen, den seine Wissenschaften stiften könnten, indem er sie verhaßt, oder verächtlich macht; und sein Beyspiel verführt nur desto mehr, je mehr seine gelehrten Verdienste schimmern. Wie oft werden wir endlich unsern Fleiß auf unnöthige, oder doch nicht auf die löblichsten Dinge wenden, wenn wir bloß unsern Leidenschaften bey dem Studieren dienen! Wie leicht werden wir unser Genie verkehren, und es nicht zu der Art der Wissenschaften, zu der es uns neigt, anwenden, bloß weil wir bey einer andern unsre Absicht gewisser, oder eher zu befriedigen hoffen! Der Gedanke: diese Wissenschaft ist die Modewissenschaft unsrer Zeiten, diese Kunst lohnt mit reichern Einkünften, die Wichtigkeit derselben verspricht uns frühere Ehrenstellen, die Schwierigkeit einen grössern Namen; dieser Gedanke wird uns der Ruf werden, sie

zu

zu wählen. Wir werden also bald nicht das thun, was wir thun sollten, bald nicht in der Ordnung, nicht mit der Geduld, mit der wir es thun sollten. Wir werden eilen, die Früchte zu brechen, ohne die Zeit und die Reife unsrer Kräfte abzuwarten.

Man bedenke ferner, daß die Meisten, die sich aus unedlen Absichten dem Studieren widmen, wenig, oder gar kein Genie haben. Verlassen von dem, was man Geschmack an den Wissenschaften, was man Neigung zu ihnen nennet, dringen sie nie in das innre Wesen derselben; und wie könnten sie das, da sie keinen Reiz an ihnen finden? Sie bleiben auf der Oberfläche der Gelehrsamkeit; sie erfüllen ihr Gedächtniß mit Worten und Begriffen der Gelehrten, ohne daß ihr Verstand dadurch gebildet, oder angebauet wird. Und was brauchen sie zu ihren Absichten mehr, als die Figur der Wissenschaft, als die Mine der Gelehrsamkeit, eine geringe Kenntniß der Sprachen, und das Echo etlicher Lehrbücher, wenn sie nur für dieses, oder jenes Amt, für diese reiche Pfründe, für jene Gerichtsstelle, für diesen Titel, für jene Verbindung mit einem angesehnen Hause, für den Hunger, oder für die Eitelkeit studieren? Also, dürfte man sagen, brauchen wir keine mittelmäßige Gelehrten? Also sollen nur die besten Köpfe studieren? Einbildung! Wie sollen geringe Aemter besetzt werden? Mit grossen Geistern? Würden sich diese dazu schicken? Und wo sind denn die grossen Geister?

Ich will erstlich zugeben, daß die Welt mittelmäßige Gelehrte nöthig hat, weil sie geringe Aemter hat. Aber gelangen denn die Gelehrten dieser Art nur zu niedrigen Aemtern? Haben sie nicht oft das Glück, oder Unglück, in höhere zu rücken, zu denen sie keine Eigenschaft, als die Verwegenheit, besitzen? Ringen nicht diejenigen am meisten nach grossen Stellen, die am wenigsten wissen, was Kunst und Wissenschaft ist; und haben sie nicht in ihrer Unverschämtheit, oder Niederträchtigkeit die stärksten Mittel, wichtige Aemter an sich zu reissen? Sie entziehen andern, die geschick-

schickter und bescheidner sind, als sie, die Stelle, zu welcher sie gebohren waren, und in der sie den größten Nutzen würden gestiftet haben. Ist es denn ein geringes Verbrechen gegen die Republik, ein Amt zu verwalten, das man nicht verwalten kann?

Es ist auch so gewiß nicht, daß zu geringen Aemtern nur mittelmäßige Gelehrte gehören. Dürfen diejenigen die das gemeine Volk öffentlich lehren, nur Halbgelehrte seyn, weil sie ungeschickte Zuhörer unterrichten? Oder sollten sie nicht aus diesem Grunde um so viel mehr Einsicht, Gründlichkeit, Verstand und Lebhaftigkeit im Vortrage haben, um die Wahrheiten der Religion desto glücklicher in den Verstand solcher Menschen überzutragen, die ihn selten geübt haben, und ihn deswegen nicht gebrauchen können? Kann man behaupten, daß zu dem sorgfältigen Unterrichte der Jugend auf Schulen, nur ein düstrer Kopf mit Wörtern und Sentenzen gehört? Die Verständigsten unter den Gelehrten sollten zu diesen Bedienungen gezogen, und durch Belohnungen von aller Art darinnen erhalten werden.

Ohne Genie, und aus niedrigen Absichten studieren, heißt die Wissenschaften verunehren, sich selbst beschimpfen, die Ordnung der Natur und der Welt umkehren. Jener würde ein guter Landmann, ein glücklicher Kaufmann, ein wackrer Soldat geworden seyn. Er studierte, ich weis nicht, warum, und er ist ein elender Gelehrter. Er will seinem Amte ein Gnüge thun, und er peiniget sich selbst, aus Mangel der Kräfte, oder er wird träge, weil ihm das Studieren eine Last ist, und vernachläßiget seine Pflichten. Viele solcher Elenden bleiben beständig, oder doch lange Zeit, ohne Beförderung, und werden dem gemeinen Leben zur Last. Sie sind zu verdrossen, zu alt, etwas anders zu ergreifen; zu träge, zu bequem, eine Arbeit des Körpers auszustehen, oder zu eitel, eine Beschäftigung des gemeinen Lebens zu erwählen; und so beschweren sie, als gelehrte und unglückliche Müßiggänger, die Welt.

Die Fehler, die wir in der Art zu studieren begehen, unsre

sre Absichten mögen edel seyn, oder nicht, sind nicht weniger beträchtlich.

Wir kommen oft mit keiner geringen Meynung von unsern Kräften, und mit dem Gedanken, daß wir binnen drey oder vier Jahren uns zu guten Rechtsgelehrten, zu Theologen, zu Aerzten studieren müssen, auf die Academie. Unsre Kenntniß in den Sprachen und Geschichten der Alten, die doch ein unentbehrliches Mittel zur Gelehrsamkeit sind, ist oft sehr seicht. Eben zu der Zeit, da wir sie uns erwerben sollen, hielten wir uns durch eine unzeitige Liebe zu den Schriften der Ausländer, und den Werken in unsrer Mutterspräche, davon ab. Wir hielten es für eine löbliche Wißbegierde, so viel neuere Werke des Witzes, Journale, Wochenblätter, gute Romane zu lesen; und wir sahen nicht, daß wir nur für unsre Eitelkeit, für unsern Zeitvertreib, für unsre Bequemlichkeit lasen, und uns durch diesen übel verstandnen Fleiß den Eifer und die Zeit raubten, die wir vornehmlich auf die Sprachen der Alten und ihre Werke der Beredsamkeit, der Poesie, und der Geschichte hätten verwenden sollen. Anstatt diese Kenntniß auf den Academien zu vermehren, unterlassen wir nichts, uns derselben, als einer beschwerlichen Last, wieder zu entledigen, in der stolzen Einbildung, daß wir wichtige und reelle Dinge treiben müßten. Wir fangen an, die vortreflichsten Schriften der Griechen und Römer, als Bücher, die für die Schulclassen gehören, zu verachten, und rächen uns durch diese Verachtung für die unglückliche Mühe, die sie uns auf der Schule gekostet haben. In eben den Jahren, da unser Verstand reifer wird, und da wir ihn durch die edle Denkungsart der Alten bilden, und durch ihren guten Geschmack unsern Geschmack schärfen sollten, werfen wir die schönsten Schriften hochmüthig und unwissend aus den Händen, und mit ihnen alle die Vortheile, die uns die Kenntniß dieser Werke in den höhern Wissenschaften und in unserm Leben hätte verschaffen können. Es ist wahr, die Sprachen der Alten sind die Gelehrsamkeit nicht. Man kann das Gedächtniß damit

mit angefüllt haben, man kann von Jugend auf gewöhnt worden seyn, Latein zu reden und zu schreiben, und man kann eben so unwissend, eben so schlecht, so unrichtig, so düster denken, als diejenigen, die nur ihre Muttersprache wissen, ja vielleicht noch schlechter, weil diese den Verstand weniger erstickt haben.

Aber dennoch bleibt es wahr, daß wir ohne eine richtige und genaue Kenntniß der alten Sprachen, ihres besondern Charakters, ihrer Regeln, die Werke der Alten nicht mit Nutzen lesen, und nicht mit Gründlichkeit auslegen können. Nur alsdenn verstehen wir eine Schrift, wenn wir bey ihren Worten das denken, was der Schriftsteller dabey gedacht hat. Die Worte sind Zeichen der Gedanken; aber wenn ich diese Zeichen nur halb, wenn ich sie falsch verstehe, mir weniger, oder mehr dabey vorstelle, als ich soll, werde ich meinen Schriftsteller wohl verstehen? Werde ich nicht Gefahr laufen, ihm einen Verstand anzudichten; oder werde ich die Richtigkeit seiner Vorstellung einsehen können? Diese Sorgfalt vergessen wir nur gar zu sehr. Wir lernen, wenn wir auch alte Sprachen lernen, sie nur halb, und ihre Worte aus den Worten unsrer Muttersprache erklären. Anstatt daß wir uns gewöhnen sollten, bey den Worten und Redensarten einer todten Sprache, den Begrif zu denken, und ihn zu bestimmen: so gewöhnen wir uns, Ausdrücke aus unsrer Muttersprache, die einige Verwandschaft mit den Ausdrücken der alten Sprache haben, in unsern Gedanken an ihre Stelle zu setzen. Wir vertauschen Wort mit Wort, und denken bey den Worten eines alten Werkes, was der Gebrauch an dieses oder jenes Wort in unsrer Sprache gebunden hat. Die schlechte Anführung in unsrer Jugend, die elenden Wörterbücher, und unsre Bequemlichkeit bestärken uns in diesem kindischen Fehler. Ist es erlaubt, ihn in einem Beyspiele zu zeigen? Wenn ich bey dem Cicero die Beschreibung der Philosophie lese, daß sie eine Wissenschaft divinarum, humanarumque rerum sey, und ich denke im Lesen die Ausdrücke divinae humanaeque

res,

res, durch göttliche und menschliche Dinge, das heißt, durch einzelne und allgemeine Wörter meiner Muttersprache, die einige Verwandschaft mit jenen haben; und so verfährt der bequeme Leser sehr oft: so denke ich entweder gar nichts, oder doch das nicht, was Cicero gedacht hat, und also verstehe ich ihn nicht; und also kann man eine Sprache wissen, und sie nicht verstehen, weil man sie nicht richtig weis. Wenn ich daher nicht weis, daß die Alten unter divinis rebus in der Philosophie meistens die Physik und die natürliche Theologie, unter den humanis rebus die Lehre von den Kräften des Verstandes und Willens, die Dialectik und Moral verstunden: so denke ich ein Räthsel. Ich beschuldige entweder meinen Autor eines Mangels des Verstandes, oder ich verunehre ihn, und vereitle meine Mühe des Lesens durch eine falsche Meynung.

Gesetzt, wir haben uns eine grammatische Kenntniß der Sprachen der Alten erworben; sind wir deswegen im Stande, sie zu lesen, wenn wir uns nicht in ihre Zeiten versetzen können, wenn wir nicht mit ihren Sitten, Gewohnheiten, Meynungen, mit ihrer Religion, mit ihrer Regierungsform in einer genauen Bekanntschaft stehen, wenn wir ihr Land und seine Geschichte, wenn wir die Zeitrechnung nicht immer vor Augen haben? Ohne die historischen, geographischen und chronologischen Kenntnisse werden wir die Schriften der Alten nur im Dunkeln lesen. Wir sollten sie besitzen, ehe wir uns an die Autoren wagen. Es ist zu spät, sich um dieselben zu bekümmern, wenn wir den Autor schon in den Händen haben. Wir halten uns auf, indem wir das Orakel der Noten und Erklärungen um Rath fragen; und es ist so ungetreu, daß es uns oft gar nicht, oft falsch antwortet. Wir können nicht leicht, nicht geschwind, nicht ununterbrochen lesen, und dieß erwekt uns entweder einen Ekel vor dem Lesen selbst, oder wenn wir ihn auch überwinden: so verhindern uns doch diese Ursachen, daß wir die Schriften der Alten nicht oft genug lesen, nicht ihr Ganzes übersehen, nicht alle ihre Schönheiten entdecken können.

Wie wahr dieses sey, beweist die Liebe zu den Uebersetzungen. Warum lesen wir eine halb getreue Uebersetzung lieber, als das Original, da wir doch sicher wissen, daß sie den Autor verunstaltet zeigt? Deswegen, weil man leichter, geschwinder fortgeht, und weil man im Lesen gern für die Mühe des Lesens durch eine baldige Einsicht in das ganze Werk belohnt seyn will. Die Begierde zu wissen und zu empfinden, ist der Sporn des Lesens. Je weniger sie Hindernisse findet, je reichlicher sie befriediget wird, desto mehr wird sie uns in der Aufmerksamkeit und im Fleisse erhalten; und desto mehr also sollten wir die Sprachen treiben.

Wer die Schriften der Alten mit Nutzen lesen will, der muß sich bemühen, die Schönheiten der Sachen und der Schreibart zu beurtheilen und zu fühlen. Dieß ist die Verfassung, in die man sich bey dem Lesen setzen sollte. Hierzu sollte man sich auf Schulen und Academien vorbereiten, um in seinen übrigen Jahren darinnen fortzufahren.

Man wundert sich, warum Männer, denen man die Kenntniß der Sprachen gar nicht absprechen kann, Männer, die beweisen, daß sie die Alten bey nahe im Gedächtnisse haben, und auch verstehen, warum, sage ich, solche Männer, wenn sie eine Schrift entwerfen, so kraftlos, so verlassen von Geist und Geschmacke, denken und sich ausdrücken? Warum werden sie denn nicht durch den Geist der Alten belebt? Sollte nicht eine von den vornehmsten Ursachen diese seyn, daß sie sich in ihren ersten Jahren nicht bestrebt haben, die Schönheiten der Alten in Ansehung der Einrichtung und Anlage, der Ausführung und Schreibart zu bemerken und zu fühlen; daß sie sich nicht gewöhnet haben, die Zeichnung des Werks und seine Colorite wahrzunehmen? Man kann den Homer sorgfältig gelesen haben und verstehen; und man kann weder den Werth der Einrichtung des Ilias, noch die Tugend einzelner Stellen, und die Schönheit und Feinheit der Gedanken einsehen und empfinden. Man kann die Oden des Horaz im Gedächtnisse haben, man kann sie loben und bewundern, sie überhaupt dem Verstande nach richtig

erklä-

erklären, und doch weder die Kunst, noch die Natur, die in ihnen herrschet, sehen und fühlen. Was wird uns diese Kenntniß der Alten nützen? Was hilft sie uns, wenn sie uns ein Werk des Geschmacks nicht anlegen, nicht beleben, nicht ausführen hilft? Und wie kann sie dieses, da wir die Alten nie, oder sehr wenig, von dieser Seite betrachtet haben? Die besten Gedanken verlieren, wenn sie nicht am rechten Orte, nicht zu rechter Zeit, nicht mit Bescheidenheit und Klugheit, kurz, nicht mit Geschmacke angebracht werden. Mein Gegenstand muß sie mir darbieten; er enthält die Funken, wenn ich so reden darf, und mein Genie ist nur der Zunder, der sie auffängt. Meine Einsicht muß es mir sagen, wie viel ich von diesem Lichte zu meiner Absicht, zur Gründlichkeit, zur Deutlichkeit, zum Glanze gebrauchen soll, oder nicht. Gesetzt nun, wir hätten durch vieles Lesen einen Vorrath der besten Gedanken der Alten eingesammelt; was wird uns dieser Schatz helfen, den wir nicht zu gebrauchen wissen? Wenn wir uns ihre Klugheit und ihre Feinheit der Schreibart nicht zugleich eigen gemacht haben: so können wir bey aller unsrer Einsicht in ihren Verstand, und bey allem Genie, in unsern Werken gezwungen, unnatürlich, und abentheuerlich schreiben. Wir können Praler, Verschwender, Pedanten, Kinder in der Schreibart werden. Wir können Sklaven, furchtsame Sklaven im Ausdrucke werden, und eben dadurch das größte Verdienst, die natürliche Anmuth und Ungezwungenheit aus unsern Schriften verdrängen.

Was wird es also nützen, wenn man die Werke der Alten liest, und sie nicht nach den Regeln der Kunst, ich möchte bald sagen, nach den Regeln der Natur; denn was sind alle Regeln der Kunst anders, als Stimmen, Befehle der Natur, welche die größten Geister gehört, verstanden und ausgeübt haben? wenn man sie, sage ich, nicht mit Einsicht in die Regeln, und mit Geschmack, oder Empfindung liest?

Pope spricht: Mit eben demselben Geiste, mit welchem sie der Autor geschrieben hat *).

Dieser Fehler ist gemeiner, als man denkt. Man nehme, daß ich nur bey den einzelnen Gedanken und ihrem Ausdrucke stehen bleibe, die Uebersetzungen und Auslegungen gelehrter Männer über die Alten, solcher Männer, die alles gewußt haben, was zum Verstande des Originals gehört, und die doch das Schöne daran oft nicht empfunden haben. Hätten sie das, was in der Grundsprache in Ansehung des Gedankens, seiner Wendung, seines Ausdrucks, edel, fein, verdeckt, nur halbgezeigt ist, wohl ganz zeigen, oder plump ausdrücken können, wenn sie mehr, als den groben Verstand des Originals gefühlt hätten?

Wer die Schönheit des Ausdrucks, die Verschiedenheit der Schreibart nach der Bedürfniß der Materie, die künstliche Abwechslung und Mannigfaltigkeit des eigentlichen und uneigentlichen Ausdrucks, das Licht und den Schatten der Schreibart nicht sieht und nicht fühlt, der liest nicht mit Geschmacke. Es ist wahr, daß eine gewisse richtige Empfindung der Natur zu dieser Art des Lesens erfodert wird. Allein man kann sich dieses Gefühl auf gewisse Weise durch Sorgfalt und Aufmerksamkeit, durch die Anmerkungen grosser Kenner, und durch die Einsicht in die Sprache und Sachen geben. Thun wir dieses wohl in den Jahren, da wir studieren?

Was heißt Einsicht in die Sprache, was heißt Aufmerksamkeit im Lesen, um mit Empfindung zu lesen? Ich muß nicht nur die Sprache überhaupt, ich muß die besondre Sprache meines Autors verstehen, vornehmlich wenn die Sprache, in der er geschrieben, itzt eine todte Sprache ist. Wie kann ich diese verstehen, wenn ich ihn nicht oft, nicht einmal, oder etliche male, nach einander lese, um mich mit den Bedeutungen seiner Wörter und mit seinem besondern Genie

*) A perfect Judge will read each work of Wit
With the same spirit that its author writ.
Essay on Criticism. v. 233.

Genie bekannt zu machen; wenn ich ihn nicht alsdenn mit einer Art der Zergliederung durchgehe, und bey nahe mit eben der Sorgfalt lese, mit der man schreibt; wenn ich ihn nicht mit einer Einsicht in seinen Endzweck, in seinen Plan, fast auf ieglicher Seite lese? Alsdenn werde ich die Schönheiten finden; sie werden meinem forschenden Auge in den Theilen, und im Ganzen begegnen. Ich werde sehen, mein Autor mag ein Geschichtschreiber, ein Redner, ein Poet seyn, ich werde sehen, wie alles zu seinem Zwecke eilet; wie er überall die Natur, die wahre oder wahrscheinliche um Rath gefragt hat; wie er das, was zu viel ist, eben so wohl vermeidet, als was zu wenig ist; wie er die allgemeine Deutlichkeit und Richtigkeit in seinen Gedanken überall herrschen läßt, eine Ordnung beobachtet, die dem Verstande der Menschen und der Natur der Sache gemäß ist, seinen Ausdruck nach richtigen Vorstellungen abmißt; wie seine Schreibart, gleich den Stralen der Sonne, die Gegenstände zwar aufklärt, aber nicht verändert, wie er Schönheiten anbringt, wo sie die Sache rechtfertiget; wie er die Hauptschönheit, nämlich Einfalt und Wahrheit, nie durch gesuchte Nebenschönheiten überlädt, noch das Bedürfniß der Sache und des Unterrichts über der Begierde nach Zierrathen vergißt. Ich werde sehen, wie er deutlich denkt und spricht, ohne in das Matte und Leere zu fallen, wie er fein, ohne in das Gezwungene, nachläßig, ohne in das Ekelhafte, edel, ohne in das Pralerische, und nachdrücklich spricht, ohne in das Gesuchte sich zu verlieren.

Aber dieses, wird man sagen, sind schöne Träume. Wozu wird mirs nützen, daß ich die Sprachen und Schönheiten der Alten auf diese Art gefaßt habe, wenn ich nicht ein Lehrer auf Schulen oder Universitäten werden will? Was werden mir alle diese Kenntnisse helfen, wenn ich in öffentliche Geschäfte komme, die ganz andre Einsichten voraussetzen? Was werden sie nützen, als daß ich sie unter tausend nöthigern Arbeiten vergessen, und die verlohrne Arbeit beklagen muß? Kann ein Staatsmann, ein Gesandter, ein Gene-

ral, ein praktischer Rechtsgelehrter, können tausend andre Bediente des Staats aus dieser Weisheit der Alten einen andern Vortheil ziehen, als daß sie Pedanten werden? Sollen sie diese Beschäftigungen in ihren Aemtern zu ihrem Vergnügen noch treiben, und dadurch ihre Pflicht verabsäumen? Man will also wissen, was uns alle diese Gelehrsamkeit nützen wird? Wir werden in öffentlichen Aemtern, wenn alles auf beiden Seiten gleich ist, glücklicher arbeiten, als andre, die sie nicht besitzen; wir werden mit mehr Einsicht, mit mehr Klugheit, mit mehr Geschmacke grosse Geschäfte besorgen, in unsern schriftlichen, oder mündlichen Vorträgen mehr Ordnung, mehr Deutlichkeit, mehr Kürze beobachten; wir werden in dem gesellschaftlichen Leben beredter, gesitteter, leutseliger seyn; wir werden da sprechen können, wenn andre verstummen; wir werden der Gesellschaft, dem Hofe, unvermerkt unsern guten, unsern richtigen Geschmack mittheilen; wir werden in unsern Häusern, als Väter, als Freunde, die Erziehung der Unsrigen besser besorgen; wir werden andern durch unsern Rath nützlicher, wir werden uns nach vollendeten Arbeiten weniger zur Last werden, weil wir durch das Lesen alter und neuer Schriften unser Vergnügen erschaffen, oder selbst etwas niederschreiben können, das würdig wäre, von den Alten gelesen zu werden. Werden wir in öffentlichen Bedienungen des Staats nichts aus den Schriften eines Xenophon, Cicero, Cäsars nützen können? Waren es Pedanten, oder waren es Staatsmänner, Generale und Helden? Wird von ihrer Klugheit nichts in uns einfliessen? Waren es nicht zugleich Weltweise, Redner, Geschichtschreiber? Und würden sie in ihren Aemtern so groß geworden seyn, wenn sie in ihren jüngern Jahren die Gelehrsamkeit weniger getrieben hätten? Würden sie das, was sie geschrieben, so vortreflich haben schreiben können? Wenigstens beweisen solche Beyspiele, daß man in den größten Bedienungen noch Zeit zum Studieren, und in den erlernten Wissenschaften der jüngern Jahre noch eine Quelle des Vergnügens im Alter finden kann.

Wer

Wer hat, wird man einwenden, wer hat auf der Academie Zeit, auf diese Weise die Alten zu studieren? Wenn wird man die Neuern lesen können? Wenn wird man die höhern Wissenschaften treiben, wenn wird man das, was in der Gelehrsamkeit practisch ist, ausüben können? Wenn man das wird thun können, fragen Sie? Vielleicht alsdenn, meine Herren wenn man auf den Schulen, wenn man in den ersten Jahren die Sprachen und ihre Hülfsmittel nicht so nachläßig und unzulänglich gefaßt haben wird; wenn man mit besserer Zurüstung, mit mehr Neigung für die Wissenschaften, mit mehr Fleiß auf die Academien zieht; wenn man sich einige Jahre länger auf denselben aufhält; wenn man die Zeit weniger verschwendet; wenn man das Vorurtheil ablegt, daß die Zeit zum Lesen und Studieren nur in die Grenzen der Jahre des Jünglings eingeschlossen sey; wenn man das Vorurtheil ablegt, man könne auf Academien gelehrt werden; wenn man sich stärker überzeugen wird, daß man an diesen Orten nur den Grund zur Gelehrsamkeit lege, daß ein Jüngling auf Academien den Saamen einsammle, der in seinem Genie künftig tragen soll, der aber Zeit zur Reife, Wartung und Sonne erfodert, und der künftig aus seinem eignen Boden die Nahrung ziehen muß, um Früchte zu bringen. Sie fragen, wo man bey einer solchen Art zu studieren, Zeit zu den höhern Wissenschaften auf Academien gewinnen wird? Man wird sie schon gewonnen haben, wenn man die Sprachen und Geschichte auf diese Art getrieben hat. Man wird in den Rechten, in der Gottesgelahrtheit, in der Medicin schneller und glücklicher fortgehen. Man wird weniger Hindernisse finden, mehr Muth haben, wenn man sieht, daß man die Quellen schon kennt; man wird die Lehrer besser verstehn; man wird das, was man in seinen Lehrbüchern findet, besser überdenken, richtiger ausfüllen können, weil man sich gewöhnt hat, nicht Worte ohne Sachen zu denken, weil man schon einen Vorrath vieler Kenntnisse besitzt, weil man die besten Schriften ohne

Mühe und Angst, und ohne sich auf den blossen Ausspruch seines Lehrers zu verlassen, zu Rathe ziehen kann. Sie fragen, wo man Zeit zur Erlernung der Philosophie hernehmen will? Vielleicht daher, daß man sie nützlicher und vorsichtiger treibt. Die Philosophie, so heilsam sie an und für sich den Studierenden ist: so schädlich wird sie doch vielen durch die Art, mit der sie dieselben treiben. Seinen Verstand in Ordnung bringen, die allgemeinen Gesetze der Vernunft und Wahrheit, die Wege kennen lernen, auf welchen unser Verstand zur Deutlichkeit und Gründlichkeit seiner Urtheile gelangt, die Richtigkeit und Fehler der Schlüsse und Beweise kennen lernen; was kann vortreflicher seyn? Aber sollen wir dieses allein lernen, um es zu wissen, um es mit tausend Spitzfindigkeiten andern wieder herzusagen, um nur das System unsers Lehrers in unserm Gedächtnisse aufzubehalten? Nein, um unserm Verstande die gehörige und natürliche Richtung zu geben, um uns die Fertigkeit richtig zu denken und zu urtheilen zu erwerben. Sind wir dadurch gebessert, daß wir unser Gedächtniß oft mit einer unzähligen Menge von Regeln und Kunstwörtern überladen, die unsern Verstand strotzender, aber nicht stärker und gesünder machen, die von uns nur halb, und von andern, die unsre Methode nicht gelernt haben, gar nicht verstanden werden? Ist die Kenntniß der Philosophie nur die Kenntniß der Sätze und Kunstwörter, die unsre Lehrer aufgebracht haben, und die nach wenig Jahren mit ihnen wieder verschwunden seyn werden? Eine gründliche Vernunftlehre fassen, und sie bald anwenden lernen, ist eine vortrefliche Sache. Eine Kenntniß der natürlichen und ersten Pflichten sich erwerben, damit man sie ausüben und andern beybringen könne, ist unsre unumgängliche Schuldigkeit. Die Weisheit, die Ordnung, die Wunder der Natur kennen lernen, damit wir ihren Urheber verehren, und durch Gehorsam und Ordnung in unsern Handlungen preisen und anbeten, und die Vortheile des menschlichen Lebens vermehren, ist das heilsamste Geschäfte. Aber aus

der

der Philosophie eine müßige Weisheit machen, das Gedächtniß mit trocknen Lehrsätzen anfüllen, die dem Verstande keine Nahrung, sondern nur Arbeit verschaffen, diese oder jene Methode, als das Wesen und den Kern der Weltweisheit viele Jahre studieren, und einige Verbesserungen, oder Aenderungen des Systems für die noch unerfundne, noch nicht gedachte Wahrheit ansehen, und mit grossen Kosten der Zeit und des Fleisses fassen; dieses heißt sich im Studieren aufhalten, und aus Ehrerbietung für die Philosophie seine Vernunft blenden Ich vergöttre die Alten und ihre Philosophie insonderheit gar nicht; aber das weis ich, daß sie ihre Weltweisheit practischer getrieben haben; das weis ich, daß ein Weltalter in Athen war, wo die Philosophie und Beredsamkeit mit einander verbunden waren, wo die Gründlichkeit der Gedanken zugleich mit der Schönheit der Ausführung und der Sprache vereint wurde. Wir, die wir gemeiniglich in der trockensten und dunkelsten lateinischen, oder deutschen Sprache, die von der Sprache der Alten, und von der Sprache der Welt so sehr entfernt ist, philosophiren lernen, was werden wir anfangen, wenn wir Redner auf den Kanzeln, auf den Catheder, Scribenten der Geschichte und der übrigen Wissenschaften seyn sollen? Werden wir nicht mit vielem Stolze auf unsre Ungeschicklichkeit armselig und barbarisch sprechen?

Ja, meine Herren, daß wir so viel Zeit auf die Erlernung der Regeln, und so wenig fleiß und Zeit auf Ausübungen derselben wenden, daß wir unsre Kraft zu denken, und unsre Gedanken auszudrücken so wenig durch schriftliche Versuche stärken, dieses ist der letzte Fehler, den ich noch berühren will; ein unvergeblicher Fehler! Was ist die Beredsamkeit überhaupt, als eine Kunst seine Gedanken deutlich, ordentlich und schön vorzutragen? Was nützt alle Wissenschaft, wenn ich nicht die Gabe der Deutlichkeit, der Ordnung und Anmuth habe? Durch die Uebung nach Regeln, durch öftere Versuche, durch Nachahmungen schöner Beyspiele, durch die Anmerkungen der Verständigen, kön-

nen wir uns diese Gabe erwerben, und das Licht und den Glanz der Schreibart in unsre Gewalt bringen. Und wenn stellen wir diese Versuche an? Wenn hören wir die Kritiken der Kenner, wenn bessern wir unsre Aufsätze nach ihren Anmerkungen? Es ist einem Studierenden nothwendig, sich in der lateinischen Schreibart zu üben; es ist seine Schande, und oft zeitlebens seine Schande, es nicht genug gethan zu haben. Doch brauchen wir für die Geschäfte des gemeinen Lebens, für die Kanzeln, für die Gerichtsstuben, brauchen wir nicht auch die Muttersprache? Etwas von der Grammatik wissen, so viel deutsch wissen, als man im täglichen Umgange hört, das heißt nicht seiner Sprache mächtig seyn. Man muß die Sprache gebraucht, geübt, man man muß viel darinnen gedacht und geschrieben haben, wenn man sie bis zur Deutlichkeit, Schönheit, bis zum Nachdrucke in der Gewalt haben will. Wir wollen Männer werden, die in ihren Aemtern durch Briefe, durch andre schriftliche Aufsätze ihre Gedanken in der Muttersprache abfassen sollen; und wir vernachläßigen sie, und beschimpfen künftig die Beredsamkeit und unsre Pflicht? Wir wollen Männer werden, die dem Volke die göttlichen Wahrheiten öffentlich vortragen sollen; und wir gewöhnen uns nicht, Deutlichkeit, Ordnung und Anmuth uns natürlich, und alle Schätze der Muttersprache durch sorgfältige Uebung uns eigen zu machen? Glauben wir, daß es der Religion und der Tugend gleichgültig ist, ob wir dunkel oder helle, gründlich oder abentheuerlich, ordentlich oder verwirrt, ihre Lehren vortragen, ob wir von den heiligsten Wahrheiten in einer elenden, gezwungnen, niederträchtigen, oder in einer reinen, natürlichen und edlen Sprache reden? Wir wollen als Scribenten für die Welt, oder für unser Vaterland zur Aufnahme des Geschmacks, der Sitten, der Künste schreiben; und wir üben uns nicht mehr in der guten Schreibart, ehe wir diese öffentlichen Aemter über uns nehmen? Ich will gar nicht, daß man Anfänger übereilen, daß man sie nöthigen soll zu schreiben, ehe sie denken können, daß man sie bey ihren Arbeiten in dem

unmün-

unmündigen Stolze, sich gedruckt zu sehen, bestärken soll. Muß alles so fort im Drucke erscheinen? Kann man unsre Schreibart nicht reif werden lassen; und kann man sich nicht üben, seine Fehler abzulegen, ohne die Welt zum Zeugen zu nehmen, und junge Leute zu gleicher Zeit eitel und lächerlich zu machen?

Vergeben Sie mir, meine Herren, die Länge, zu welcher mich die Liebe zur Wahrheit verleitet hat. Vergeben Sie mir die Fehler, die ich vielleicht begangen habe, da ich von den Fehlern der Studierenden geredet. Machen Sie den Wissenschaften, der Weisheit und Tugend, dem Geschmacke und Ihrem Namen dadurch Ehre, daß Sie sich vor den Abweichungen hüten, von welchen ich gesprochen habe. Berechtiget Sie Ihr Stand nicht, für Ihr Glück zu studieren: so befreyt Sie doch Ihr Stand nicht von der Pflicht, durch Wissenschaft der Welt ein Seegen, und Ihrem eignen Herzen ein Glück zu werden. Ich weis es, Sie haben diese edlen Absichten. Und Sie, meine Herren, welche sich zu den Aemtern der Schulen, der Academien, der Gerichte, der Kirche vorbereiten; möchte ich Sie doch in Ihrem rühmlichen Eifer, in der gründlichen Erlernung der Sprachen, der Geschichte, der Philosophie, der Beredsamkeit und Poesie, zum Besten der höhern Wissenschaften, durch diese Rede bestärkt haben! Sorgen Sie nicht für Ihr Glück, nicht für das Amt, sorgen Sie für die Verdienste zum Amte, und für die Kunst, Ihre Geschicklichkeit anwenden zu können. Die Zeit belohnt Sie gewiß; und sollte es die Welt nicht thun: so wird Sie Ihr Gewissen belohnen. Und was sage ich so wenig? Der wird Sie belohnen, der unsre Absichten, unsre Aufrichtigkeit, unsern Fleiß, unsre Klugheit bey unsern Handlungen, und nicht bloß die Grösse der Wirkungen ansieht. Von wem haben wir unsern Geist, der die Wissenschaften faßt? Sollten wir sie nicht zu Ehre des Vaters der Geister und der Menschen erlernen und anwenden? Und was ist die Ehre Gottes? Die Ausbreitung der Weisheit der Tugend, der Glückseligkeit seiner vernünftigen Geschöpfe.

Von

Von den Annehmlichkeiten des Mißvergnügens.

Wir beschweren uns oft über einen gewissen Gemüthszustand, den wir das Mißvergnügen nennen, und thun doch nichts, uns desselben zu entledigen. In sehr vielen Fällen ist es Absicht. Wir dulden das Mißvergnügen, weil wir ohne dasselbe unsre Leidenschaften, oder unsre Pflichten aufgeben müßten, ja nach und nach verwandeln wir es zuweilen durch Kunst oder Tugend so gar in Anmuth, indem wir es zur Nahrung unsrer elenden oder unedlen Begierden machen. Von dieser Art des Mißvergnügens rede ich eigentlich nicht. Nein, wir klagen oft über einen gewissen Unmuth, über Unruhen, über ein trauriges und verdrüßliches Wesen, von dem wir uns befreyen könnten, und unterhalten doch, ohne daß wir selbst daran denken, diesen Unmuth, diese Unruhen, dieses verdrüßliche Gefühl so sorgfältig, als ob wir ein natürliches Verlangen darnach hätten. Sollte man nicht daraus schliessen können, daß wir entweder nicht stets vergnügt seyn mögen, oder daß wir in gewissen Regungen von Mißvergnügen eine Art des Vergnügens finden müssen, und zu gewissen Zeiten die Unruhe des Geistes eben so wohl lieben, als zu andern Zeiten die Ruhe desselben? Denen, die das menschliche Herz nicht aus ihren eignen Empfindungen und aus der Erfahrung, sondern bloß nach gewissen Grundsätzen ihres Systems beurtheilen, muß diese Meinung wunderbar vorkommen. Was? Ein

Mensch

Mensch sollte in der Unlust seine Lust finden können, und mißvergnügt werden, um vergnügt zu seyn? Welcher Widerspruch! Andre werden nur schlechthin die Erfahrung läugnen. Wenn, werden sie sagen, wenn fühlen wir wohl den Vorsatz, mißvergnügt zu seyn? und wenn wir diesen nicht haben, was behauptet man für Erdichtungen? Wollen die Letztern bedenken, daß wir oft selbst nicht wissen, was in uns vorgeht, daß wir oft etwas wollen, ohne uns deutlich bewußt zu seyn, daß wirs wollen; und daß wir von der Gegenwart dieses oder jenes Verlangens oft durch nichts, als durch unsre Handlungen versichert werden können: so wird ihr Zweifel vielleicht bald gehoben seyn. Cleon ist voll Verdruß, weil ihn Dorant heute hat besuchen wollen, und doch nicht gekommen ist. Er schilt, und lärmt, und wollte viel verlieren, wenn er sich nicht so ärgern dürfte. Indessen kömmt ein guter Freund und versichert den Cleon aufrichtig, daß Dorant aus keiner andern Ursache ausgeblieben sey, als weil ihm befohlen worden, bey Hofe zu erscheinen. Wäre es dem Cleon ein Ernst, nicht länger verdrüßlich zu seyn; so müßte ihn diese Entschuldigung besänftigen. Allein er mag sie nicht einmal anhören. Er mag nicht wissen, warum Dorant nicht gekommen ist. Er will böse, er will verdrüßlich seyn. Er lärmt immer noch mehr in seinem Hause. Man schlägt ihm gewisse Vergnügungen und Zeitvertreibe vor, die ihm sonst angenehm sind; aber er verwirft sie alle, und bleibt bey seinem Unmuthe. Ich urtheile daraus, daß dem Cleo mit seinem Verdrusse gedienet seyn, und daß er ihm lange nicht so beschwerlich fallen muß, als er vorgiebt. Ich urtheile, daß er ihn heimlich verlangen muß; und seine Aufführung sagt mir viel gewisser, was itzt in ihm vorgeht, als es ihm sein Herz sagen kann. Wer einen sauern Wein vor sich stehen hat, und doch immer ein Glas nach dem andern hineintrinkt, ohne daß ihn jemand nöthiget, der wird mich umsonst zu bereden suchen, daß er diesen Wein ohne alles Vergnügen tränke. Er muß doch noch etwas angenehmes für ihn haben, es mag nun bestehn,

worin

worinnen es will. Warum setzt er denn nicht den Wein bey Seite; warum nimmt er nicht dafür ein anders Getränke? Sejus klagt, daß er diesen Abend nicht aufgeräumt sey, ohne zu wissen, warum? Seine Freunde wollen die dunkeln Wolken vertreiben, die sich in seiner Seele aufgethürmet haben. Er liebt Musik, Scherz und muntre Erzählungen. Man versucht alle diese Mittel, ihn zu beruhigen, und Sejus wird nur trauriger und mürrischer. Er nimmt es übel, daß man ihm sein Mißvergnügen rauben will. Muß er also diesen Abend nicht verdrüßlich seyn wollen? Und würde er dieses wollen können, wenn sein Verdruß nicht etwas angenehmes für ihn hätte?

Aber wie kann uns denn ein Mißvergnügen ein Vergnügen geben? Kann denn unsre Seele, indem sie den Verdruß schmeckt, der eine widrige Empfindung ist, an dem Gefühle dieser widrigen Regung einen Wohlgefallen finden? Warum nicht? Unter gewissen Umständen scheint mir dieses sehr natürlich zu seyn. Mit allen unsern Empfindungen sind gewisse Vorstellungen verbunden, wir mögen uns ihrer nun allemal deutlich bewußt seyn, oder nicht. Sie erzeugen die Empfindungen, und die Empfindungen hinwider erhalten und stärken sie zugleich. Es kann also kommen, daß uns gewisse unangenehme Regungen lieb werden, weil wir gewisse Vorstellungen gern haben wollen, welche ohne jene nicht gegenwärtig, oder nicht recht lebendig bleiben. Ich werde einige Stunden traurig, weil ich nicht habe, was ich wünsche, und was andre haben. Diese Traurigkeit ist eine unangenehme Empfindung, und eine Wirkung meines Gedankens, daß ich nicht glücklich bin. Gleichwohl widersetze ich mich ihr nicht, ob sie gleich unangenehm ist. Warum nicht? Sie belohnet mich für den Zutritt, den ich ihr zu meinem Herzen erlaube. Sie hilft mir auf die glückliche Vorstellung, daß ich ein weit besseres Schicksal verdiene, und eben so viel, oder noch weit mehr werth bin, als andre Leute. Sie unterhält meine Eigenliebe, und ich sehe mein

trau-

trauriges Wesen, als einen Beweis an, daß ich weit glücklicher seyn sollte, als ich bin, ob es gleich nur ein Beweis ist, daß ich nicht glücklich bin. Man kömmt und will mich in dieser Traurigkeit stören. Aber nein! Ich will nicht darinne gestört seyn. Ich fühle wenn ich sie verliere, auch die Vorstellungen von meinen Verdiensten und andrer Leute ihren geringen Vorzügen etwas von ihrer Kraft verlieren. Daher lasse ich mir meine Traurigkeit nicht nehmen, und fange an, sie zu lieben. Viele, welche so heftig auf das Mißvergnügen in der Welt zürnen, würden erst über Unglück klagen, wenn man die mißvergnügten Stunden aus ihrem Leben herausnehmen könnte. Sie würden sehen, daß man ihnen sehr viel angenehmes entzogen hätte, indem man ihnen das Bittere entrissen. Der Hunger ist an und für sich etwas beschwerliches; aber es ist doch zu gleicher Zeit dasjenige, was uns die Speisen schmackhaft macht. Und man würde es dem wenig Dank wissen, der uns ausser den Stand setzte, den Hunger jemals zu fühlen. Und wenn auch mit dem Mißvergnügen keine Lust zugleich verbunden wäre: so kann es doch vielleicht als eine scharfe Würze entweder dem vorhergegangnen oder dem folgenden Vergnügen eine stärkere Annehmlichkeit ertheilen, und durch das dunkle Gefühl, daß es unsre Freuden versüsse, beschützt werden. Man gebe nur Acht, ob die Freude, welche auf eine Unlust folgt, nicht empfindlicher ist, als die Freude auf eine Reihe von Freuden. Als Menschen, wie wir itzt sind, und da es zur Natur der Freuden dieses Lebens gehört, daß wir ihrer zeitig satt werden, würden wir, deucht mich, in der Welt bald einschlafen, wenn wir gar kein Mißvergnügen hätten. Wir würden das Vergnügen auf keine Weise so lebhaft fühlen, weil wir es nie entbehrten. Wir würden uns der vergangenen Lust nie mit so vieler Annehmlichkeit erinnern, weil die Spuren des vorigen Vergnügens gleich durch die Ankunft eines neuen ausgelöschet würden. Wie viele Unlust entsteht nicht, daß ich nur ein Beyspiel anführe, aus der Gemüthsbewegung, welche wir die Furcht nennen! Aber wie matt würde der angenehme Trieb

der Hofnung in uns seyn, wenn er von gar keiner Furcht begleitet würde! Der wirkliche Genuß des Vergnügens würde uns nicht so erfreuen, wenn die Furcht, oder die vorhergegangne Vorstellung, wir würden dasselbe verlieren, unser Verlangen darnach nicht in eine starke Bewegung gesetzt hätte.

Will man das Mißvergnügen als eine Vermischung von Lust und Unlust ansehen, wo bald das eine das andre überwiegt, bald beides einander gleich ist: so darf man sich nicht wundern, warum wir zuweilen eine mißvergnügte Gemüthsbeschaffenheit nicht gegen eine vergnügte vertauschen mögen. Eine gemischte Empfindung hat, gegen eine einfache gehalten, etwas neues und etwas sehr rührendes, weil eine Regung die andre durch ihren Widerstand erhöht; und darum gefällt sie uns. Finden wir nicht zuweilen mehr Geschmack an einer Mischung des Süssen und Sauern, als an dem Süssen allein? Eben so stelle ich mir auch vor, daß eine gemischte freudige und traurige Regung dem Herzen oft willkommner seyn kann, als eine freudige allein.

Ja ich sehe nicht, warum ein Mißvergnügen, als ein Mißvergnügen, nicht einige Zeit sollte angenehm seyn können. Ich will nicht sagen auf das erstemal, sondern wenn wir es verschiednemale empfunden haben. Das Bittre verursacht uns im Anfange einen widrigen Geschmack, und wenn wir es oft zu uns nehmen, so finden wir endlich etwas angenehmes darinne. Warum kann das bey dem Geschmacke der Seele nicht eben so wohl möglich seyn, was bey dem körperlichen Geschmacke wahr ist? Wer dieses läugnen will, der mag uns erklären, warum gewisse Leute so gern sich ereifern, so gern zanken, und zwar mit einer heftigen Erschütterung ihres Blutes und ihrer Lebensgeister. Im Anfange können sie schwerlich zum Vergnügen gezankt haben, weil der Zorn etwas sehr gewaltsames bey sich führet. Aber nach und nach sind sie dieser Gewalt gewohnet worden, und nun vergnügt sie das stürmische und tobende Wesen, weil es sich

für

für ihre angenommene Beschaffenheit schickt, welche bey ihnen die Stelle der Natur vertritt.

Vielen wird vielleicht das Mißvergnügen, wegen einer natürlichen Trägheit, zum Vergnügen. Ihr träges und schweres Blut kann die heftige Bewegung der Freude nicht wohl vertragen; daher ist ihnen ein gemischter Gemüthszustand von Lust und Unlust weit lieber. Sie können ganze Tage verdrüßlich, traurig und stumm seyn, ganze Stunden weinen und klagen. Sie hängen dem nach, was sie in ihrer Unlust unterhält, und fliehen alles, was zur Freude geschickt ist. Würden sie dieses wohl thun, wenn sie sich nicht bey ihrer Traurigkeit wohl befänden? Ihr Mißvergnügen ist das, was der Schlummer ist. Sie mögen nicht wachen, und sind doch zum Schlafen nicht müde genug. Sie sind mit dem Schlummer, mit der Hälfte von Ruhe und Unruhe, zufrieden. Klagen, Thränen, betrübte Minen und andre äusserliche Zeichen der Traurigkeit bedeuten bey ihnen das gar nicht, was sie bey andern zu erkennen geben. Sie klagen und weinen aus Wollust. Sie haben die Ruhe, den heitern Geist eines Frölichen nicht. Sie sind gegen diesen gehalten unruhig und traurig; und doch sind sie in ihrer Art so vergnügt, als jener. Sie haben den Zustand, den ihre Gemüthsart und Leibesbeschaffenheit ins besondre begehrt; und also können sie bey ihrer Unruhe immer ruhig seyn, und sich eine Gefälligkeit erweisen, indem sie weinen. Man stelle sich zween Leute vor, von denen der eine Wasser, der andre Wein trinkt. Dieser fühlt die geistigen Bewegungen seines erwärmenden Getränkes, und der Wassertrinker fühlt sie nicht. In so weit muß ihm etwas fehlen, was jenen zufrieden macht. Aber man setze dazu, daß der Wassertrinker kein Verlangen nach dem Weine, oder gar eine Abneigung vor demselben hat, wird er wohl nach seiner besondern Beschaffenheit ein Vergnügen entbehren? Wird er nicht in seiner Art so zufrieden bey seinem Wasser seyn, als jener bey

seinem Weine ist? Auf eben diese Weise kann ein von Natur Schläfriger bey seinen schwermüthigen Stunden oft eben die Anmuth finden, die ein muntrer in freudigen Augenblicken antrifft.

Vielleicht bleiben viele darum zuweilen mißvergnügt, weil es ihnen Mühe kosten würde, sich vergnügt zu machen; und auf diese Art wird ihnen eine Unruhe lieb, weil ihnen die Ruhe Arbeit kostet. Sich aus einem Gemüthszustande in den entgegen gesetzten, aus dem Verdrusse so gleich in Freude zu setzen, kostet mehr, als ein blosses Wollen. Lucia ist sehr unzufrieden, weil sie ihre Freundinn in einem neuen Putze gesehen hat, der ihr fehlt. Ihr Mann schickt gleich fort und läßt ihr denselben holen, ohne daß sie es weis. Lucia sieht den Putz an, und bleibt verdrüßlich. Es geht ihr wie denen, die pötzlich aus einem dunkeln Zimmer in das volle Licht kommen. Sie schlagen die Augen zu, ob sie gleich das Licht gern sehen möchten. Lucia fühlet einen Widerstand, daß sie auf einmal aufhören soll, verdrüßlich zu seyn, und sie bleibt lieber ohne Mühe mürrisch, als daß sie dem Vergnügen Raum geben, und durch neue Vorstellungen die alten verdrängen sollte.

Mich deucht also, daß es für viele ein Verlust seyn würde, wenn nichts in der Welt wäre, das zum Mißvergnügen diente. Da sie nicht stets vergnügt seyn können, oder mögen: so sehe ich nicht, womit sie sich unterhalten wollten, wenn ihre Seele nicht durch Unlust in Bewegung gesetzt würde; denn ganz unthätig mag unsre Seele nie seyn *. Da endlich die meisten Arten von Mißvergnügen entweder zu einem Vergnügen werden, oder doch bey ihrer Bitterkeit noch mit einiger Anmuth vermischt sind, oder das darauf folgende Vergnügen desto schmackhafter machen, oder, in so weit sie die Seele anstrengen und erschüttern, sich doch für uns

schicken,

schicken, weil wir nach einer langen Unthätigkeit angestreng seyn wollen, und den Eindruck des gewohnten Vergnügens nicht genug fühlen, um dadurch bewegt zu werden: so scheint es, daß wir selbst in dem Mißvergnügen eine Art von Wollust finden können. Deswegen wird es immer eine Thorheit bleiben, sich mit Fleiß dem Mißvergnügen zu überlassen; denn wie viele Dinge hören darum noch nicht auf, Thorheit zu seyn, weil sie uns natürlich und angenehm sind!

* S. den Abt du Bos, von der Nothwendigkeit, beschäftiget zu seyn, in s. Reflexions sur la Poesie & la Peinture, zu Anfange des ersten Theils.

Wie weit sich der Nutzen der Regeln in der Beredsamkeit und Poesie erstrecke.

Eine Rede,

bey dem Beschlusse der öffentl. rhetorischen Vorlesungen gehalten.

Meine Herren,

Es ist nothwendig, sich zu überzeugen, wie weit der Nutzen der Regeln in der Beredsamkeit und Poesie sich erstrecke; man verfällt sonst gar zu leicht in eine übertriebene Hochachtung oder Geringschätzung der Regeln, und schadet sich eben so leicht durch einen abergläubischen Gebrauch derselben, als durch eine kühne Verachtung.

Die Natur der Regeln und die Erfahrung sollen uns ihre Bestimmung lehren. Ihre innerliche Beschaffenheit wird uns zeigen, daß sie zu wissen nöthig sind, daß wir ohne die Kenntniß derselben wenig, oder nichts ausrichten können. Aber eben ihre Beschaffenheit und die Erfahrung werden uns auch lehren, daß man die Regeln dieser beiden Künste wissen, und doch wenig Vortheil davon haben kann. Wann man nicht Genie, nicht Gelehrsamkeit besitzt: so werden uns die Regeln in der Ausarbeitung zu nichts helfen, als daß sie uns die kunstmäßige Einrichtung einer Rede, oder eines Gedichts, entwerfen und beurtheilen lehren. Haben wir Genie,

nie, so können uns die Regeln viel nützen; aber sie können uns doch die Anwendung nicht lehren. Diese kömmt auf unsre Einsicht, auf unsern Geschmack an. Die Regeln können selbst ein Genie noch immer fehl führen. Sie sind allgemein, sie sind nichts stets nothwendig, sie sind unvollkommen. Wie viel ist uns also bey der Arbeit selbst noch übrig gelassen, wenn wir auch die Regeln noch so gut wissen; und wie oft werden sie uns zweifelhaft, furchtsam, sklavisch machen können, wenn wir nicht einen Schutzgeist in unsrer eignen Einsicht, oder in den Beyspielen schöner Werke haben!

Gute Regeln sind Vorschriften der gesunden Vernunft, die sich auf die Natur der Sache und auf die Erfahrung gründen. Regeln der Poesie und Beredsamkeit sind Gesetze, welche durch die Absicht dieser Künste bestimmt werden. Man will nützen und vergnügen; man will unterrichten und überzeugen, gefallen und rühren. Man will Menschen unterrichten und vergnügen, welche eben die Natur haben, die uns gegeben ist. Unser Verstand, unser eignes Herz, wird uns also sagen, was wir thun sollen. Die Erfahrung wird es bestätigen, ob wir gute Mittel ausgesonnen haben; sie wird bald die Wahl der Mittel, bald ihre Anwendung billigen, verbessern, oder auch verwerfen. Unsre Empfindung wird uns lehren, wie die Gegenstände beschaffen seyn müssen, welche unsern Verstand aufklären, ihm gefallen, und unser Herz nöthigen sollen, Antheil daran zu nehmen. Sie wird uns lehren, wie diese Gegenstände von dem Verstande bearbeitet werden müssen, damit sie die Einsicht und Aufmerksamkeit befördern. Auf diese Weise kann man sich vorstellen, wie die guten Werke der Beredsamkeit und Poesie eher, als die Regeln, haben seyn können. Männer von tiefer Einsicht und einem grossen Geiste redten und schrieben, ohne die Regeln der Beredsamkeit zu kennen. Sie folgten den Eingebungen ihres Verstandes und der Empfindung. Sie redten glücklich. Ihre Exempel wurden zu Regeln. Männer von glücklichen Genie dichteten um zu vergnügen und zu nützen. Sie folgten den Eingebungen ihres Genies,

ihres Geschmacks. Sie erreichten ihre Absicht; und ihre Exempel wurden zu Regeln.

Man kann also mit dem Quintilian sicher sagen, daß die Werke der prosaischen und poetischen Beredsamkeit älter sind, als die Regeln dieser Künste; und daß sie, in ihrer Form betrachtet, nur Anleitungen sind, die man aus den Meisterstücken gezogen hat. Aber man kann auch von einer Seite behaupten, daß die Regeln älter sind, als die Meisterstücke. Sie waren in dem Geiste grosser Männer zugegen, ehe sie redten und dichteten; wie würden wir sie sonst in ihren Arbeiten antreffen können?

Aus dieser Erklärung der Regeln läßt sich ihr Werth schon bestimmen. Sind sie nicht Vorschriften des Eigensinns, sind sie Befehle der Vernunft und der Empfindung, was werden wir denn ohne sie ausrichten können? Wollen wir auf gut Glück in der Beredsamkeit und Poesie arbeiten? Wollen wir weder an eine Anlage, noch an ihre Ausführung, weder an die Erfindung, noch an die Ausbildung unsrer Gedanken denken? Das heißt, wollen wir Absichten ohne Mittel erreichen? Wollen wir, ohne die Gesetze der Ordnung, der Deutlichkeit, der Gründlichkeit zu beobachten, unterrichten und nützen; ohne Anmuth, ohne Schönheit gefallen; ohne Nachdruck, ohne Stärke, das Herz rühren und bewegen? Oder will man sich darauf verlassen, daß unser Verstand uns die Regeln bey unsern Arbeiten schon eingeben wird? Ja, die Regeln sind später, als die Werke selbst. Sie sind von den Alten gefunden worden; wir können sie auch finden. Aber sie sind nicht auf einmal, sie sind nicht von einem allein, sie sind durch eine lange Uebung, durch viel Erfahrung entdecket, bewähret und brauchbar gemacht worden. Was hoft ein Verächter aller Regeln, der nur seinem Genie folgen will? Hoft er nicht, daß ihm das allein glücken soll, was vielen nach und nach kaum geglückt ist? Besitzt er den grossen Geist, den iene besassen, welche durch ihr Exempel der Welt die Regeln in diesen Künsten entdeckten? Ist er in so glückliche Umstände gesetzt, wie iene, sein Genie zu versuchen, zu üben und

zu bilden? Muß er nicht erst den Ausspruch der Welt, oder vielmehr der Klugen erwarten, ob seine Wege die richtigen, ob sie die besten sind? Gesetzt, man könte ohne Wegweiser in ein entferntes Land gelangen, wird man nicht sichrer, nicht geschwinder und gewisser die Strassen treffen, wenn man die Kenntnisse, die andre sich erworben haben, zu Hülfe nimmt? Es ist Stolz und Unwissenheit, sich keine Kenntniß der Regeln erwerben mögen. Es ist Undank, sich die Anmerkungen der geistreichsten Männer nicht zu Nutze machen wollen. Es ist Verwegenheit, sich auf sich selbst verlassen, und doch nicht läugnen können, daß die Natur in vielen Jahrhunderten nur wenige, nur etliche Geister hervorgebracht, die sie mit einer ausserordentlichen und göttlichen Stärke des Verstandes, der Einsicht und des Geschmacks begabt hat? Es ist Thorheit, von andern gefundne Sätze nicht gebrauchen wollen, in der Hofnung, daß man sie auch finden könne. Es ist Einfalt, sich kühn auf das Wasser begeben, und die Anweisung derjenigen, welche die Erfahrung die Vortheile des Schwimmens gelehret hat, deswegen nicht hören wollen, weil die ersten diese Vortheile auch ohne Anleitung, und auf ihre eigne Gefahr gefunden haben.

Die Regeln der Poesie und Beredsamkeit lehren uns, wie wir verfahren müssen, die Welt zu überreden, ihr zu gefallen, sie zu rühren. Sie lehren uns, wie vortrefliche Männer in solchen Umständen sich verhalten haben. Sie lehren uns, daß diese ihre Absicht dadurch erreicht haben; in so weit sind die Regeln nützlich, nothwendig. Sie sind das Echo unsrer eignen Vernunft und die Stimmen der Natur; und sie nicht hören, heißt taub seyn.

Die Regeln der Poesie und Beredsamkeit lehren uns die Weisheit und Ordnung der Natur, ihre Vortreflichkeiten in der Verbindung des Nützlichen mit dem Schönen, nachahmen. Sie lehren uns die Einheit in unsern Werken beobachten, damit das Auge des Verstandes sich nicht verirre. Sie lehren uns aus Theilen, die sich zusammenschicken, das Ganze erbauen, das die Absicht befiehlt und das Beyspiel

der Natur billiget. Sie lehren uns die Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit dieser Theile, dem Eckel vorzuwehren. Sie lehren uns die Ausbildung und Vollkommenheit dieser Theile, damit sie in das Auge des Verstandes genug eindringen. Sie lehren uns das Ebenmaaß und die Ordnung derselben damit sie der Verstand bemerken, vergleichen, und stufenweise von dem einen zum andern fortgehen könne. Sie lehren uns, den Verstand anstrengen, ohne ihn zu ermüden, seine Wißbegierde nähren, ohne sie auf einmal zu sättigen. Sie lehren uns, durch die Einbildungskraft unsern Gedanken diejenigen Gestalten geben, in welchen sie sich dem Geiste der Leser und Zuhörer am geschwindesten und tiefsten eindrücken können. Sie lehren uns, was wir für Gegenstände wählen müssen, wenn wir gefallen und bewegen wollen, daß sie wichtig, neu, lehrreich, anziehend seyn, daß sie Wahrheit und Gründlichkeit in der Beredsamkeit, und Wahrscheinlichkeit und Wunderbares in der Dichtkunst zur Seite haben müssen. Sie lehren uns, wie wir Schatten und Licht unter diese Gegenstände vertheilen, unsern Werken nicht zu viel Glanz geben sollen, damit sie nicht blenden; nicht zu wenig Licht, damit sie nicht unkenntlich werden. Sie lehren uns in den Schönheiten Maaß halten, damit wir nicht in Pralerey und Ueppigkeit verfallen. Sie lehren uns den Reichthum der Gründe, Gedanken und Ausdrücke, damit wir nicht in Dürftigkeit und Armuth verfallen. Sie lehren uns die Genauigkeit und Feinheit damit wir das Ueberflüßige, das Grobe, vermeiden. Sie lehren uns die Farben, die sich zu unsern Gegenständen schicken, die Schreibart, die unsrer Materie, dem Charakter der Werke, insbesondre anständig ist; den Ton, mit dem wir unsre Empfindungen angeben, und in andern erwecken sollen. Mit einem Worte, sie lehren uns die Fehler und Schönheiten des Ganzen, der Gedanken und der Schreibart kennen. Dieses thun die guten Regeln. Braucht man etwas weiter zum Ruhme ihres Nutzens, als daß man ihre Natur, ihre Eigenschaften erkläret? Es sind Anordnungen der Vernunft

nunst und Natur, und nicht eigensinnige, oder willkührliche Gesetze der Schullehrer. Die Kunst, mit Popen zu reden, ist die Natur, in eine Methode gebracht *).

Wie weit werden wir es mit unserm Genie bringen, wenn wir es nicht durch die Gewalt der Regel, wie ein muthiges Pferd, durch den Zügel lenken und regieren? Die Regel dient uns bey unsern Arbeiten zum Leitfaden; sie dient uns zur Prüfung, indem wir die Werke verfertigen; sie ist die Richterinn, nach deren Ausspruche wir von den vollendeten Arbeiten hier wegnehmen, dort sie ergänzen, verbessern, umarbeiten müssen. Die Regel, vom Geschmacke angewandt, ist die Critik. Man habe das fruchtbarste Genie, desto nöthiger wird ihm die Critik seyn; ie leichter eine grosse Fruchtbarkeit in einen üppigen Ueberfluß ausarten kann. Ein Weinstock, der stark treibt, muß am meisten geheftet und beschnitten werden, damit er die göttliche Kraft des Weines nicht in müßigen Ranken, in unnützem Laube verschwende. Hat es den Oviden, den Senecas, den Lukanen am Genie, oder an der Regel; an der Fruchtbarkeit, oder an der weisen Mäßigung; am Witze, oder an der Kraft, ihn zu regieren, gefehlet? Wer weis nicht, daß der Ueberfluß ihr Fehler ist; und daß Werke der Beredsamkeit durch zu viel Witz verderben, wie die Körper durch zu viel Blut **)? Man habe Fähigkeiten und kenne die Regeln nicht, oder setzte sich kühn über sie hinweg; wohin wird man als ein Redner, als ein Poet gerathen? In das Reich der Riemer, der Lohensteine, und der Sänger der h. Magdalene.

Die Regeln nützen nicht allein denen, die arbeiten wollen; sie sind auch denen unentbehrlich, welche die Werke der

*) Those Rules of old discover'd, not devis'd,
Are Nature still, but Nature methodiz'd. *Critic.* v. 88.

**) For works may have more wit than does 'em good,
As bodies perish thro' excess of blood. *Critic.* v. 303.

andern lesen, und beurtheilen wollen. Wir werden ohne den Beystand der Regeln und der Critik tausend Fehler nicht sehen, oder Fehler selbst für Schönheiten halten. Wir werden uns viele Schönheiten ungenossen entwischen lassen, oder nicht alles, was an einer Sache schön ist, genug sehen, genug empfinden. Wir werden vieles als schön empfinden, und es nicht genug schätzen, weil wir die Ursache der Schönheit, die angebrachte Regel, die Feinheit, mit der sie angewandt ist, die Wege der Kunst, nicht genug einsehen. Es ist wahr, es giebt Schönheiten in den Werken des Geschmacks, die sich von allen empfinden lassen. Man liest sie, man hört sie; sie nehmen ein, sie entzücken uns, ohne daß wir die Ursachen wissen. Aber es giebt sanftere Annehmlichkeiten, welche Aufmerksamkeit und Kenntniß der Regeln voraussetzen. Und wie es überhaupt leichter ist, die Fehler einer schlechten Schrift zu bemerken, als die Schönheiten einer guten: so muß derjenige, welcher keine Regeln, oder sie unrichtig versteht, den größten Vortheil des Lesens entbehren, den Vortheil, das Schöne gefühlt und gesehen, geprüft und im Lesen in seinen eignen Geist eingedrückt zu haben. Er wird also seinen Geschmack durch das Lesen, oder durch die Vorstellung schöner Stücke wenig verbessern. Er wird tollkühn urtheilen, und oft dem Mittelmäßigen den Beyfall, dem Vortreflichen den Tadel zuerkennen. Er wird zwischen den Mosheimen und Cobern keinen Unterschied merken, den Oedipus eines Seneca mit eben der Entzückung als den Oedipus des Sophokles lesen. Er wird bey einem Xenophon, Cicero, Livius gähnen, den la Motte einem la Fontaine vorziehen, den Misanthrop des Moliere für traurig, und die Athalia eines Racine für mittelmäßig erklären, die Clarissa aus der Hand legen, bloß weil sie der Mariane nicht gleicht.

Dieses sind die Vortheile der Regeln, die derjenige entbehren muß, der sie nicht kennet, oder sie verachtet. Allein so wahr und groß diese Vortheile sind: so sind sie es doch

nur

nur unter einer gewissen Bedingung. Die Regeln können uns weder das Vermögen, noch die Klugheit ertheilen, sie zu gebrauchen. Beides setzen sie voraus. Traurige Einschrenkung! welche die am meisten angeht, die selbst in der Beredsamkeit und Poesie arbeiten wollen; und welche von ihnen am meisten bestärket wird.

Die Regeln geben uns das Vermögen der Beredsamkeit und Poesie nicht; sie sagen nur, wie wirs anwenden sollen. Wie viel Demosthenes und Cicerone, wie viel Xenophonte und Livios, wie viel Homere und Virgile müßten wir haben, wenn die Regeln Redner und Poeten zeugten? Ist es denn etwan so schwer, sich die guten Regeln bekannt zu machen? Ich glaube, wer in der Beredsamkeit die Vorschriften des Aristoteles, des Cicero, des Quintilian, des Longin gelesen, der kennet das Vortreflichste in dieser Art. Gehört dazu mehr, als etwas Fleiß und Aufmerksamkeit? Ich glaube, wer die Poetik des Aristoteles, des Horaz Schreiben an die Pisonen, und etliche andre seiner Briefe, sorgfältig gelesen hat, der weis die vorzüglichsten Regeln der Poesie. Gehört dazu so viel Zeit, so viel Fleiß? Und gesetzt, diese Anweisungen wären für unsre Zeiten nicht allemal helle genug; haben wir nicht Scaligere, Rapine, Dacier, Crnellien, die sie aufklären? Können wir diese nicht nützen? Gesetzt, die Regeln der Alten wären nicht vollständig; gesetzt, Horazens Poetik wäre nicht das Zeichnungsbuch der Poeten allein; wie bald kann man nicht einen Vida, einen Boileau, einen Pope, einen Saint-Mard von eben dieser Kunst lesen! Wer fragt diese alten und neuen Orakel nicht um Rath? Und wo sind denn die vielen grossen Redner und Poeten? Wie viele kennen die besten Regeln auswendig! Und wo sind denn die schönen und vortreflichen Schriften der Beredsamkeit und Poesie? Wurden in Rom die Regeln der Beredsamkeit allein vom Crassus, Cicero, Hortensius und Cäsar verstanden? Wenn die Regeln beredt machen, sagt Tullius, (und wer kannte

te den Werth derselben besser als er?) Wenn die Regeln beredt machten, wer würde nicht beredt seyn? *)

Man kann die Regeln wissen, man kann sie durch Fleiß zur Ausübung bringen; und man kann ohne Genie doch nicht weiter als zum Mittelmäßigen durch sie gelangen.

So irrig und schädlich der Gedanke ist: wenn ich weis, wie eine Sache gemacht werden muß, so kann ich sie selbst machen: so muß er doch zu allen Zeiten seine Freunde und Verehrer gefunden haben. Woher sind die elenden und mittelmäßigen Werke so vieler Scribenten entstanden, wenn sie nicht durch dieses Vorurtheil gebohren worden? Wissen, wie ich den Bogen halten, wie ich mit den Auge das Ziel suchen und fassen muß, wenn ichs treffen will: dieses ist eine nothwendige Regel. Ich weis sie, ich übe sie aus. Allein ich habe keine Kraft, keine Festigkeit in den Nerven, mein Auge trägt nicht weit genug, ich rücke und verfehle das Ziel bey aller meiner Regel. Dieses ist das Schicksal derer, die, ohne Genie, bloß unter der Anführung der Regeln sich in das Feld des Witzes und des Geschmacks gewagt haben.

Schmeichle dich in dem Eingange der Rede bey deinen Zuhörern ein; bereite sie zur Aufmerksamkeit; gieb ihnen das Licht, das zur Einsicht in das Folgende nöthig ist. Vortreffliche Regeln! Wodurch erhalte ich dieses? Die Mittel liegen in der Materie, die du wählest, in dir und deinen Zuhörern. Wähle etwas wichtiges, nützliches, neues. Zeige deine Wahl im Eingange von dieser Seite; und du wirst den

*) Quae (ars) si eloquentes facere possit, quis esset non eloquens?

de Orat. II. 57.

den Zuhörer aufmerksam machen. Weise Vorschriften! Zeige den Zuhörern deine Rechtschaffenheit, deinen Eifer für die Wahrheit, deine Bescheidenheit und deine Einsicht; und sie werden dir gewogen werden. Zeige ihnen das, worauf es am meisten bey der Sache ankömmt, und du wirst sie vorbereiten, daß sie dieselbe desto gewisser einsehen.

Ich übe diese Regeln bey einer Rede aus. Mein Eingang schickt sich zur Sache. Sein Inhalt hangt genau mit der Materie der Rede zusammen. Dank sey es der Regel! Aber der Inhalt meines Eingangs ist mager, ist ausgedehnt; ich konnte ihn nicht schön denken ich sah nicht, was das Vorzüglichste, das Beste an ihm war; die Armuth, die Mattigkeit meines Geistes ward ihm eingedrückt. Ich erwecke die Aufmerksamkeit meiner Zuhörer durch die Wichtigkeit meiner Materie, und werde ein regelmäßiger Praler. Mir kommt die Sache wichtig, oder neu vor, und sie ist es doch andern nicht. Ich verblendeter und sklavischer Anbeter der Regel! Ich suche die Gewogenheit meiner Zuhörer, und ich werde ein kriechender Schmeichler; ich zeige ihnen mein unedles Herz zu eben der Zeit; da ich ihnen einen guten Begriff von meinem Herzen machen will; meine geringe Einsicht zu eben der Zeit, da mir die Regel befahl, ein Vertrauen bey andern gegen mich zu erwecken.

Die Beweise und ihre Ausführung sind die Seele der Rede. Die Regel lehrt mich überhaupt, wo ich sie finden, daß ich die besten wählen, daß ich sie aus einander setzen, sie deutlich und helle, sie lebhaft und nachdrücklich machen soll.

Ich

Ich suche die Quellen der Gründe auf; ich glaube die besten gefunden zu haben; ich will sie durch neue Gründe, durch Ursachen, mit denen sie zusammenhängen, verstärken; ich will das zeigen, was in diesen Sätzen verschlossen ist; ich öffne sie, und stelle ihre Theile aus einander; mein Beweis wird ein regelmäßiger Beweis, meine Rede wird ein zusammengefügtes Ganzes; alle Glieder sind verbunden, und stehen an ihrer Stelle. Nur eins fehlt diesem Körper; er hat keine Seele; er ist starr; er ist nach allgemeinen Regeln ohne Fehler, bis auf den Fehler, daß er nicht einnimmt, nicht entzückt. Die Rede beweist, und man fühlt doch keine Kraft davon in seinem Verstande; man sieht nur die Figur des Beweises. Die Hauptsätze sind aufgeklärt worden, und das Licht in der Sache ist dadurch nicht gewachsen. Die Rede ist deutlich; aber sie ist auch matt. Die Sachen sind wahr; aber sie sind zu wahr, als daß sie mühselig hätten sollen erwiesen werden. Meine Rede ist vielleicht gründlich; aber sie hat nicht das Licht der allgemeinen Deutlichkeit, nicht das Verdienst der Anmuth. Sie ermüdet, indem sie lehret; und weil sie nicht gefällt, lehrt sie auch nicht genug. Die Sachen sind schön, die Einrichtung hat Ordnung; aber Cicero oder Saurin hätte sie ausführen sollen.

Was hilft mir die Regel, die mich lehrt, wie ich edel, groß, erhaben, pathetisch denken soll, die mir die Eigenschaften dieser Schreibarten erklärt; wenn ich die natürliche Stärke des Verstandes und Herzens nicht habe? Ich will noch mehr sagen, was nützen die besten Beyspiele in diesen Gattungen der Beredsamkeit, wenn sie derjenige nachahmet, der keine Lebhaftigkeit des Geistes besitzt, der nichts von der edlen Kühnheit, nichts von dem Feuer empfindet, womit man denken muß, wenn man nicht gemein denken will; der das edle, das erhabne Herz, den Gott der Beredsamkeit, nicht in sich fühlt? Er zwinge sich nur, das Hohe nachzuahmen; er wird es verfehlen,

len, er wird in das Schwülstige und Abentheuerliche gerathen. Er wird grosse prächtige Worte wählen, und der Gedanke wird klein und unedel seyn. Er wird lebhaft seyn wollen, er wird Figuren und Metaphern häufen; und diese werden gezwungen, gesucht, verlegen, oder immer einförmig seyn. Er wird pathetisch seyn, er wird die Herzen bestürmen wollen; und ohne Empfindung wird er die frostigsten Ausrufungen mit ohnmächtigen Fragen abwechseln, und seine Zuhörer ein blindes Feldgeschrey hören lassen.

Gilt dieses von der Beredsamkeit, so gilt es noch weit mehr von der Dichtkunst. Man kann ihre Hauptregeln wissen und ausüben, und dennoch das elendeste Werk hervorbringen. Wie glücklich wären wir, wenn wir hiervon weniger Zeugen aufzustellen hätten; wenn es nicht so wahr wäre, daß die erste Regel in der Poesie diese sey: Man muß Genie haben! Der Abt von Aubignac hatte die besten Regeln des Theaters aus den Alten gesammelt, und sich den Beyfall der Kenner dadurch erworben. Er schrieb eine Tragödie, schrieb sie nach den Regeln, und es ward ein elendes Werk. Ja, ihr Regeln, vom Genie verlassen, euch hat das Theater die gesetzmäßigen Trauerspiele und Lustspiele zu danken, in welchen die Handlung einfach, in welchen die Einheit der Zeit und des Orts sorgfältig beobachtet, in welchen die Fabel in fünf Aufzüge meisterlich eingetheilet, in welchen jede Scene mit der andern verbunden, in welchen die Wahrscheinlichkeit durchgängig behauptet, in welchen der Charakter der Personen sich immer gleich, und doch alles leer, und ohne Leben ist. Ihr wollt uns durch eure Tragödien rühren, ihr Kenner der Regeln! Und wir fühlen gleichwohl, daß euch der schöpfrische Geist gemangelt, eine grosse sonderbare, anziehende Handlung, heroische Charaktere, starke Leidenschaften, Reden, die der Würde der Personen, der Sache, der Poesie gemäß waren, zu bilden? Ihr mordet und tödtet auf dem Theater; und wir nehmen keinen

nen Antheil daran. Ihr macht Verwickelungen; und wir werden doch nicht begierig den Ausgang zu wissen. Was sollen eure Auflösungen? Sie überraschen, sie bestürzen uns nicht. Sollen wir eure Helden und Heldinnen bewundern? Sie denken, wie ihr; sie reden, wie sie denken, ohne Hoheit, ohne Gefühl; sie schreyen, sie declamiren. Wir wollen die Natur der Menschen, aber nicht die alltägliche, wir wollen die verschönerte Natur sehen und hören. Wir wollen bewegt, und der gewöhnlichen Ruhe entrissen seyn; wir wollen hoffen und fürchten, wir wollen Mitleiden und Schrecken fühlen, wir wollen Thränen vergiessen; und ihr laßt uns in euren Tragödien lachen, oder einschlafen? Ihr zeigt uns Personen, die wir nicht lieben und hochachten können; und wir sollen an ihren Schicksalen Antheil nehmen? Ihr zeigt uns böse Charaktere, und macht sie so abscheulich, daß wir sie nicht sehen mögen? Ihr kennt das menschliche Herz nicht. Alle eure Regeln sind die Schönheit des Theaters nicht. Habt Genie und Geschmack, habt einen grossen Geist, einnehmende Handlungen und Charaktere zu schaffen, und auszuführen; alsdenn schreibt nach Regeln; alsdenn vermehrt die Anzahl der glücklichen theatralischen Dichter.

Unglücklicher Gedanke, wer nach Regeln schreibt, der ist ein Poet! Helfen sie doch den Autoren dieses Vorurtheil benehmen, meine Herren, Sie werden sich sehr um den guten Geschmack und um die Ehre Ihres Vaterlandes verdient machen. Es werden sich alsdenn weniger Poeten auf die Bahn des Heldengedichtes, welche durch grosse Genies bey uns geöffnet worden, unrühmlich wagen. Unfruchtbares Griechenland und Latein! Ihr hattet nur einen Homer, nur einen Virgil. Aber Deutschland, unser Vaterland, zählt in einem Jahrhunderte so viele Homere, so viele Virgile. Italien kennt nur einen Tasso, und lobt ihn nicht stets. England triumphirt nur mit einem Milton; und bewundert ihn nicht immer; hat nach dem Milton nur einen vortreflichen Glover! Aber wir — o wie glücklich sind wir!

Hat

Hat la Motte etwan die Regeln der Fabel nicht verstanden? Aber warum sind seine Fabeln so wenig anziehend? Warum ist er kein la Fontaine? Weil uns die Regel das Dialogische, das Anmuthige, das Naive, das Feine nicht geben kann. Warum behält Frankreich den einen auswendig, und den andern nicht? Weil la Fontaine Natur, und la Motte nur Kunst ist; weil man die Kunst ausüben kann, ohne zu gefallen.

Auch wenn wir Genie haben, ist der Nutzen der Regeln noch sehr eingeschränkt. Sie sind allgemein und unvollkommen. Sie lehren uns zwar, was wir überhaupt thun sollen; aber nicht wie viel, und wie wenig in jedem Falle. Der Gebrauch wird durch unsre Einsicht, durch unsern Geschmack, bestimmt.

Nehmen Sie nur etliche der allgemeinen Regeln. Nicht jede Rede braucht einen Eingang. Wer sagt mir, ob diese, ob jene einen verlangt? Mein Genie zeigt mir mehr als einen. Wer sagt mir, welches der beste ist? Was heissen die Regeln: man richte sich nach den Umständen der Zeit, des Orts, der Personen; man rede seiner Materie gemäß? Ich thue es, ich setze mich in alle die Umstände. Die Sachen und Gedanken entstehen durch die aufmerksame Betrachtung meines Gegenstandes; aber wer entdeckt mir, ob meine Gedanken gut sind? Wie soll ich die rechte Wahl treffen? Die Sprache entsteht mit meinen Gedanken; ich will natürlich und leicht, ich will lebhaft, ich will nachdrücklich sprechen. Wer sagt mir, ob ichs an dieser Stelle gethan habe? Ich erkläre; sollte meine Erklärung auch etwan zu tiefsinnig, zu mühsam seyn? Sollte ich jenes nicht auch erklären müssen? Ich beweise; meine Gründe sind gut. Ich will sie ausbilden. Mein Verstand giebt mir gewisse Sätze, meine Belesenheit giebt mir Beyspiele, mein Witz Vergleichungen an die Hand. Wie werde ich alles dieses ungezwungen zusammen fügen? Vielleicht sollte ich diesen Be-

weisgrund nur zeigen. Er hat wohl Kraft genug, ohne Erweiterung; vielleicht schwächt ihn die Erweiterung. Wer sagt mir dieses? Ist mein Beweis an diesem Orte nicht nur strenge, sondern auch helle genug; oder gleicht er den alten Waffen, die zwar fest aber auch voll Rost sind? Dieser Beweis ist an und für sich gut, aber ist er hier in dieser Form nöthig? Ich will die Affecten bewegen. Sind meine Leser, meine Zuhörer auch genug vorbereitet? Muß ichs nur gegen das Ende der Rede thun? War in der Mitte nicht auch eine bequeme Gelegenheit? Verträgt mein Inhalt die Leidenschaften?

Man nehme die Regel: Was zu viel ist, ist eben sowohl ein Fehler, als was zu wenig ist. Ich habe ein fruchtbares Genie. Und wie? Habe ich auch in meinem Eingange zu viel gesagt? Habe ich die Bescheidenheit übertrieben; oder habe ich meinem Charakter und dem Charakter der Personen gemäß geredet? Habe ich die Aufmerksamkeit ersiegt, oder erbettelt? Habe ich zu stolz von mir gesprochen, oder zu demüthig? Ich erzähle, ich erkläre. Wie, bin ich hier auch zu weitläuftig, dort zu kurz? Ich will meinen Gegenstand sichtbar machen. War dieß die beste Art? Habe ich die vorzüglichsten Theile gewählt, oder habe ich durch zu viele Theile das Ganze dem Auge verdunkelt? Ist zu viel Schimmer, etwan gar zu viel Licht in jener Gedanke? Soll ich mich bey dieser Stelle länger aufhalten, oder soll ich forteilen? Und wie soll ich geschickt zu dem Folgenden übergehen? Ist hier etwan zu viel Schmuck, und dort zu wenig? Uebertreibe ich auch das Pathetische? Ist dieß die rechte Schreibart, die sich für meine Materie schickt? An jenem Orte durfte ich nur deutlich seyn, aber werde ich hier nicht zu lebhaft? Verschwende ich die Figuren? Verlangt die Sache nicht einen gelindern Ton? Wähle ich die Sprache zu wenig, oder zu sehr? Bin ich richtig und genau in meinem Ausdrucke, ohne karg und dürftig zu seyn? Bin ich lebhaft und prächtig, ohne üppig und

praleriſch

prahlerisch zu seyn? Gewinnt das, was ich zum Vergnügen anbringe, die Gestalt des Nutzens in meiner Rede, und befördert es den Nutzen; oder es ist nur ein Ueberfluß meines Witzes, der von meiner Eitelkeit und nicht von der Sache erzeugt wird? Bin ich mannigfaltig genug in der Einrichtung und Ausführung, in der Stellung meiner Beweise und Gedanken? Ist mein Ausdruck zu einfarbig, oder ist er zu bunt? Soll ich diesen Gedanken schonen, ihn nur halb, oder ganz sehen lassen? Ist er nicht in dieser Gestalt zu nachläßig, und in jener zu geputzt? Ist dieser Period, dieser Wohlklang, nicht zu künstlich? Ist in meiner ganzen Rede, oder in meinem Gedichte die Genauigkeit mit der Ungezwungenheit verbunden? Scheint es, als ob ich nichts anders, und doch auch nichts bessers, als ob ichs auf keine andre Art, in keinem andern Zusammenhange, mit keiner andern Sprache, hätte sagen sollen; oder merkt man die Kunst auf Kosten des Natürlichen, an diesem oder jenem Orte? Wer löst mir alle diese Fragen auf? Vermögen das die Regeln? Muß nicht meine Materie die Regeln erst rechtfertigen? Wer sagt mir dieses? Wer bewahrt mich vor den Abweichungen auf diese oder jene Seite? Wer warnet mich, daß mich die Regeln nicht zu Fehltritten verleiten? Der Geschmack, eine richtige, geschwinde Empfindung, vom Verstande gebildet. Dieser Geschmack begleitet den Redner durch die verschiednen Scenen der Beredsamkeit. Er warnet ihn, nicht zu viel zu wagen. Er ermuntert ihn, sich zu rechter Zeit zu erheben. Er lehrt ihn die grosse Kunst der Schreibart, die Kunst, zu rechter Zeit aufzuhören. Haben wir diese Empfindung nicht, haben wir sie nicht durch Uebung gestärkt, nicht durch das Lesen und die Betrachtung vortreflicher Beyspiele geschärft: so können wir bey unsern Regeln und bey unserm Genie in die größten Fehler verfallen. Man muß als Redner und Poet Verstand und Einbildungskraft haben; eins braucht des andern Hülfe, wie Mann und Weib, sagt Pope. Aber wie oft sind Verstand und Einbildungskraft, gleich ihnen,

mit einander im Streite *! Wer vereiniget sie? Der Geschmack, die Einsicht des Scribenten, und nicht die Regeln; und noch weit mehr die Beyspiele, als die Regeln.

Darf ich alles dieses mit dem Ausspruche eines der größten Kenner und Lehrer der Beredsamkeit beweisen? Nicht alles, sagt Quintilian *, was die Kunst ausrichtet, kann gelehret werden. Der Arzt wird seine Schüler zwar unterrichten, was man bey einer jeden Gattung der Krankheit zu thun hat; worauf man sehen muß, an was für Kennzeichen man sie bemerken kann. Aber die Geschicklichkeit, die Schläge des Pulses, die Grade der Hitze, den Gang des Athems, die Aendrung der Farben und der Mine, die bey iedem verschieden sind, zu bemerken, dieses wird das Genie lehren. Daher laßt uns den meisten Rath bey uns selbst suchen, und uns erwägen, daß die Menschen die Kunst eher erfunden und ausgeübt, als gelehret haben.

Die besten Regeln in der Poesie sind allgemeine Lehren. Sie reichen nicht bis an die besondern und einzelnen Fälle, die dem Genie in der Arbeit aufstossen. Ich weis, um nur eine Erläuterung zu geben, was in dieser Gattung der Gedichte

* — Wit and judgment often are at strife,
Tho' meant each others aid, like man and wife. *Crit.* v. 82.

* *Institut. Orator.* L. VII. c. 1. Tradi enim omnia, quae ars effecit, non possunt. — Quaedam vero non docentium sunt, sed discentium. Nam & medicus, quid in quoque valetudinis genere faciendum sit, quid quibus signis providendum, docebit. Vim sentiendi pulsus venarum, caloris motus, spiritus meatum, coloris distantiam, quae sua cuiusque sunt, ingenium dabit. Quare plurima petamus a nobis & cum causis deliberemus, cogitemusque, homines ante invenisse artem quam docuisse.

dichte überhaupt gut ist; aber ein Umstand bey meiner Materie macht mich ungewiß, wie ich itzt insbesondere verfahren, wie ich ihn mit der Regel vereinigen soll. Wer soll den Ausspruch thun? Ich. Wer giebt mir die Klugheit, das Allgemeine der Regel zu bestimmen? Ich muß sie durch eine sorgfältige Betrachtung von meinem eignen Gegenstande erlernen. Ich muß das, was bey dieser Gelegenheit schön, oder minder schön, oder fehlerhaft ist, empfinden. Daraus muß ich den Sinn der Regel einschränken und die Schritte abmessen, die ich hier thun soll. Die Regeln der Poesie gleichen einer allgemeinen Karte eines Landes. Diese zeigt mir seine Grenzen, die vornehmsten Plätze, Flüsse und Strassen. Ich reise nach ihrer Anweisung von dem einen Orte zum andern. Ich kenne die Hauptstrasse; aber ich treffe Nebenwege auf meiner Reise an. Ich frage die Karte; sie sagt mir nichts. Hier ein Wald, dort eine sandigte Einöde! Wie werde ich den Weg finden? Hier ein Morast! Ich muß ausweichen. Ich kann mich verirren. Hier ist ein Bach angelaufen; er ist gefährlich, ich muß den Weg ändern. Wer giebt mir in diesen Fällen das Licht, die Entschliessung, den Muth, den ich nöthig habe? Die Karte?

Jedes Werk in der Poesie verlangt seine eignen Regeln. Ich habe eine Comödie verfertiget; sie gefiel. Ihre Einrichtung, ihre Verwickelung, ihre Auflösung waren schön und ihre Charaktere treflich. Ich entwerfe eine andre. Meine Handlung verträgt die vorige Einrichtung nicht. Ich muß einen andern Weg gehen. Werde ich ihn glücklich treffen; und wie? Jenesmal zeichnete ich das Gemälde des Geizigen. Ich setze ihn in die vortheilhaftesten Umstände. Itzt will ich den Schwätzer schildern. Mein Gegenstand ist anders; ich muß andre Umstände wählen; ich muß sie wahrscheinlich machen. Welches wird die beste Einrichtung seyn? Mein Inhalt ist anders beschaffen, ich muß einen andern Ton wählen; und welchen? Ist dieses in den Arbeiten Einer Art wahr; wie vielmehr wird es in den verschiednen Gattungen der Gedichte wahr seyn? Dort war ich comisch; hier soll ich tragisch reden. Dort

foderte meine Erfindung Ernst und Nachdruck; hier verlangt sie Scherz und Munterkeit. Dort erhob ich mich zu dem majestätischen Tone einer Heldenode; itzt soll ich in der einfältigen Sprache eines zärtlichen Schäfers reden. Damals lachte ich in einem scherzhaften Liede; itzt will ich die Unruhen der Liebe in der Elegie sprechen lassen.

Die Regeln lassen uns aber nicht nur in der Ungewißheit, sie können uns auch an dem Orte, wo wir ihnen mit Recht folgen zu Fehlern verleiten. Die Bemühung, sie anzubringen, kann sehr oft eine Ursache desjenigen Fehlers werden, welchen wir das Aengstliche in der Schreibart nennen. Wir dachten zu sehr an die Regel und diese Anstrengung, diese Mühe, prägt sich unvermerkt den Arbeiten selbst mit ein. Sie haben, wenn ich so reden darf, zwar die Schönheit der Farbe und die Stärke, die aus gesundem Blute und aus guten Säften entsteht; aber die Mine ist nicht frey, nicht gefallend genug; sie hat etwas Schüchternes. Die Stellung einer Bildsäule kann regelmäßig und doch ohne Leben seyn. Noch mehr. Mitten in der Arbeit können die Regeln, die wir zu sehr vor Augen haben, das Genie zurückhalten. Das edle Feuer des Geistes, das zu dieser oder jener Stelle nöthig war, verfliegt, indem wir die Regel um Rath fragen. Wir halten den Geist in seiner Kühnheit auf, weil wir unvorsichtig den Zügel rücken. Wir sollten itzt von unserm Gegenstande allein erfüllt seyn, ihn allein denken und empfinden; wir sollten uns vergessen; und seht, die Furcht, einen Fehler zu begehen, die Begierde, der Regel zu folgen, stört uns in der glücklichsten Verwegenheit. Die schönen Vorstellungen die wieder neue gezeugt hätten, mußten einige Zeit unterbrochen werden, bis wir berathschlaget hatten. Wir sind nunmehr einig; aber wir sind auch darüber matt worden. Die vorigen Gedanken haben sich verloren; wir suchen sie vergebens wieder, und setzen an ihre Stelle die Frucht des Fleisses und der Kunst, da

jene

jene das Werk des Genies und der Natur gewesen seyn würden. Um gar nicht zu fehlen, verfallen wir in den Fehler, niemals bis zur Bewunderung schön zu seyn. Und wie oft erfahren nicht diejenigen, die arbeiten, daß in den Werken des Geschmacks das Schönste, nämlich das Natürliche der Gedanken und der Sprache, ohne ihr Suchen, komme, und daß die Regel das Wenigste dazu beygetragen habe! Es giebt tausend Schönheiten eines Werks, die durch keine Regeln erkläret, oder gelehret werden können, und für die wir keine Namen wissen. Unser Genie zeugt diese Kinder der Anmuth; aber die Kunst, gleich einer tyrannischen Mutter, erstickt sie nicht selten in der Geburt, weil sie ihnen keinen ehrlichen Namen nach den Regeln zu geben weis. Eben dieses wiederfähret uns auch bey der Beurtheilung fremder Werke der poetischen oder prosaischen Beredsamkeit, wenn wir uns den Regeln zu sehr ergeben. Wir verwerfen oft eine Schönheit, weil wir die gemeinen Regeln nicht beobachtet finden; und hatten etwas schlechtes für schön, weil die Regel äusserlich beobachtet ist. Wie oft haben nicht die Regeln unglückliche Kunstrichter gemacht! Der Autor schrieb und drückte das Bild von dem idealischen Schönen, das sein hoher Geist ihm entworfen hatte, aus. Der Kunstrichter, der in seinem eingeschränkten Verstande das Original nicht antrift, nach welchem dieses Gemälde entworfen ist, schilt es unnatürlich, behauptet, daß es wider die Regeln sündiget, und sieht, aus blindem Gehorsam gegen die Regel, die Erweiterung der Grenzen in dem Gebiete des Schönen als eine Verheerung an. Er legt seine poetischen Verordnungen bey der Beurtheilung eines Meisterstücks zum Grunde, und wo er diese nicht getreu beobachtet findet, glaubt er sich im Gewissen verbunden, einen grossen Geist für einen Pfuscher zu halten, um nicht selbst diesen Namen zu verdienen.

Meine Herren, alle diese Betrachtungen sollen uns den Gebrauch lehren, den wir von den Regeln machen müssen. Man kann ohne ihre Kenntniß wenig, oder nichts ausrichten; es ist also nothwendig, daß man sich dieselben bekannt mache. Mann kann sie wissen, und doch nicht im Stande seyn, sie auszuüben; man muß sie also anwenden, und ihre geheime Kraft zuerst an den Versuchen der Meister, an schönen Beyspielen, empfinden lernen. Man muß nach ihren Vorschriften seine Gedanken entwerfen, und sich eine Fertigkeit zu erwerben suchen, den Willen der Regel zu thun, ohne daß man mehr weis, daß man ihn in diesem, oder jenem Falle thut. Aber man kann die Regeln wissen, man kann es durch Fleiß dahin gebracht haben, daß man sie in der Form auszuüben weis; und man kann immer noch mittelmäßig schreiben, und elend urtheilen, wenn man von der Natur kein Genie erhalten hat. Dieses muß uns bey unsern Unternehmungen behutsam machen, und uns ein Befehl werden, daß wir uns mit unsern Arbeiten nicht eher an das Licht wagen, bis wir die Kenner um ihr Urtheil gefragt und ihren Beyfall erhalten haben. Wir können uns betrügen, und die Wissenschaften der Regeln für das Genie halten. Man kann Genie haben, und die Regeln noch übel anbringen. Wir müssen also durch gute Beyspiele, durch vernünftige Critiken, die Geschicklichkeit, sie anzuwenden, in uns verstärken, und unsre Ausarbeitungen den Verständigern zeigen. Ihre Anmerkungen müssen uns neue Regeln werden, bis durch ihre Criticken, durch das Lesen der Redner und Poeten, durch den Anwachs der Wissenschaften, unser Verstand genug Stärke und Licht erhält.

So gewiß es ist, daß die Regeln uns nicht das Vortrefliche in der Beredsamkeit geben, so können sie uns doch das Erträgliche gewähren; und da wir so

viel

viel geistliche Redner nöthig haben, so müssen wir auch mit solchen zufrieden seyn, die keine Saurine, keine Mosheime sind; denn die Natur bringt nur wenig grosse Geister hervor. Aber wir müssen auch alle den Fleiß anwenden, wodurch wir unsre Art zu denken deutlich, ordentlich und gründlich, das heißt, nützlich machen können. Je mittelmäßiger die Gaben sind, die wir zu einem Redner besitzen, desto mehr müssen wir das vermeiden, was sie unerträglich machen kann, den Mangel der Verbesserung.

Mit denen, die Poeten werden wollen, muß man grausamer umgehen. Die Welt kann die Poeten entbehren, und mittelmäßige braucht sie gar nicht *. Junge Dichter ohne Genie muß man zurückhalten. Es ist die größte Wohlthat für sie, wenn man sie nöthiget, auf einer andern Seite ihren Fleiß rühmlich anzuwenden, mit dem sie sich hier lächerlich machen würden. Ich weis wohl, daß die Sucht der Poesie eine Krankheit ist, die sich so leicht nicht heilen läßt; aber eine strenge Critik, mit Aufrichtigkeit verbunden, bleibt doch die Schuldigkeit eines Lehrers, wenn sie auch fruchtlos wäre.

Aber die Rede ist ja nicht das einzige Werk der Beredsamkeit. Briefe, Geschichte, moralische Betrachtungen, Romane, gehören auch in ihren Umfang. Hat man Genie zu diesen Gattungen der Beredsamkeit, oder zur Dichtkunst;

* hoc tibi dictum
Tolle memor: certis medium & tolerabile rebus
Recte concedi - -
mediocribus esse poetis
Non homines, non Dii, non concessere columnae

hat man die Regeln gefaßt: so sey man dennoch sparsam in eignen Ausarbeitungen, wenn man noch in den ersten Jahren steht. Man verderbt die Zeit nicht mit vielen Versuchungen. Man nähre seinen Verstand mehr durch das Lesen, durch einen nützlichen Vorrath von Gelehrsamkeit aus der Geschichte, aus der Natur, aus der Philosophie. Die Uebung ist unumgänglich; aber wehe dem Redner, wehe dem jungen Poeten, der nichts thut, als sein Genie, sein ungebautes Genie, ausschreibt! Er gleicht einem eigennützigen Pachter, der, um in wenig Jahren viele Früchte einzuerndten, das Feld aussaugt, und weil er es nicht ruhen läßt, ihm auf das Künftige die Kraft benimmt, mit zehnfachen Wucher zu tragen. Ein wenig Wissenschaft, ein wenig Gelehrsamkeit, ruft uns Pope * zu, ist eine gefährliche Sache. Schöpft tief, oder kostet den Pierischen Quell gar nicht. Ein seichter Trunk berauscht das Gehirn; aber volle Züge machen wieder nüchtern.

Ich habe Ihnen zeither die Regeln der Beredsamkeit, davon sich ein gutes Theil auch auf die Poesie anwenden läßt, vorgetragen. Da die Kenntniß der Regeln nöthig ist: so habe ich nichts unnützliches gethan, wenn anders mein Vortrag der richtige gewesen ist. Aber das Meiste bleibt Ihnen selbst überlassen. Die Ehre, wenn sie grosse Poeten, oder Redner werden, ist Ihre allein. Ich kann nichts gethan haben, als daß ich Ihnen die Bahn gewiesen, die Sie betreten sollen; daß ich Ihnen gezeigt, wie Sie lesen, was Sie lesen, wie Sie arbeiten und beurtheilen sollen. Der Fleiß der Anwendung und Uebung ist Ihre. Doch dieser Fleiß ist eine Beschäftigung, die sich nicht

* A little learning is a dang'rous thing;
Drink deep, or taste not the Pierian spring:
There shallow draughts intoxicate the brain,
And drinking largely sobers us again.
Critic. v. 215.

nicht auf ein Collegium, nicht auf ein kurzes Jahr, einschränken läßt. Ich sehe Sie durch Ihr ganzes Leben glücklich darinnen fortfahren; und wie zufrieden würde ich meine Vorlesungen schliessen, wenn ich wüßte, daß ich Ihnen so sehr genützt hätte, als es meine Absicht gewesen ist! Wenigstens hoffe ich, daß ich Sie in dem Vorsatze bestärkt haben werde, Ihr Genie nie anders, als zur Ehre der Wahrheit, zu einem unschuldigen und nützlichen Vergnügen, zur Ausbreitung des guten Geschmacks und guter Sitten anzuwenden. Ich kann mir nichts schrecklichers vorstellen, als einen witzigen Scribenten, der auf seinem Todbette alle das Unheil, das Verderben der Gemüther übersieht, das seine dem Inhalte noch unerlaubten, und der Schreibart nach, vortrefliche Schriften, itzt und in vielen Jahrhunderten noch stiften werden. Und wie glücklich muß der Autor seyn, der am Ende seiner Tage den seligen Gedanken mit in die Ewigkeit nehmen kann, daß er noch Jahrhunderte hindurch der Unterricht und das Vergnügen der Welt seyn wird! Diejenigen, meine Herren, welche die Gaben zum Schreiben nicht von Natur empfangen haben, müssen sich beruhigen, daß sie andre mit Geschmacke lesen, beurtheilen, und also nützen können. Sie müssen sich damit trösten, daß man ein nützlicher und rechtschaffner Mann seyn kann, wenn man gleich kein Redner und Poet ist; daß es eine größre Ehre ist, eine Sache, die man nicht von uns fodert, nicht zu thun, als sie mittelmäßig zu thun; daß die Welt nur wenig grosse Geister, aber desto mehr von der mittlern Gattung nöthig hat. Sind wir zur Beredsamkeit von Natur geschickt: so wollen wir nie vergessen, daß ein grosser Redner sich auch eine grosse Gelehrsamkeit erwerben, täglich seinen Verstand mit Wahrheit nähren, die Welt und das menschliche Herz sorgfältig studiren, daß er bald durch Lesen, bald durch Schreiben seinen Geist üben muß. Haben wir ein Naturell zur Poesie, so wollen wir uns täglich sagen, daß ein Poet ohne Wissen-

schaft

schaft nie groß werden wird; daß er eben so wohl, als ein Redner, die Philosophie wohl fassen, und sich mit tausend nützlichen Kenntnissen aus der Natur bereichern muß, wenn er seinem Genie aufhelfen will. Die Wollust der Poesie zieht uns gar zu leicht von dem Fleisse ab, den wir andern Arbeiten schuldig sind; um desto mehr müssen wir über unsre Neigung wachen, und bedenken, daß wir nicht ewig Poeten seyn können, wenn wir auch wollten; daß es wenig ist, ein schöner Scribent zu seyn, daß man auch ein Mann für Geschäfte, für den Umgang, ein Freund, ein rechtschaffner Mann seyn und durch ein edles Herz eben so wohl seine Sitten, als seine Gedichte, lehrreich und angenehm machen muß. Und wie viele sind unglücklich geworden, weil sie mit Gewalt Poeten seyn wollten!

Endlich nehmen sie noch den Dank von mir an, den ich Ihnen für Ihre zeitherige Aufmerksamkeit schuldig bin. Geben Sie mir ferner Gelegenheit, Ihre Gewogenheit und Ihr Vertrauen verdienen zu können, und leben Sie wohl!

Ende des zweyten Theils.

Goe 722

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-628682-p0211-3

Goe 722

ULB Halle 3
005 132 878

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-628682-p0213-4

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-628682-p0214-9

ammlung
vermischter
riften,

von

F. Gellert.

erster Theil.

furth und Leipzig.
1765.

Farbkarte #13
B.I.G.
Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black
Centimetres Inches
Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-628682-p0215-5